Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

Heft 23 1937

Erscheint vierzehntägig
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.
frei Haus

Trüber Novembertag

Aufnahme:
Agfa-Bildarchiv

Inhalts-Uebersicht

Sprachstörungen und Sprachheilschulen
Von Erna Kiehn, Hamburg
Seite 796

★

Rechnen 1 – Turnen 3. Von Erwin Jäkel
Seite 800

★

Sammeleifer
Von Charlotte Koerbele-Schönfeldt
Seite 801

★

Angst vor Besuch. Von Peter Schmitz
Seite 803

★

Die guten Kinder
Plauderei von Henrich Hansen
Seite 804

★

Soldat, Schüler und Familienvater
Von Franz Baumeister
Seite 806

★

Mutter Plähns. Ein Erinnerungsblatt von
Martin Schumacher
Seite 808

★

Elternsorgen – Kindersorgen
Seite 810

★

Der Sohn der Furcht
Roman von Möller-Crivitz
Seite 812

Was können unsere Kinder werden?

Die Diätassistentin
Seite 817

★

Die braune Schwester
Seite 820

★

Der Pelztierzüchter
Seite 822

★

Kinderwarte / Kurzweil am Feierabend

Spanisch als Weltsprache

Neuer Erlaß für die Neuordnung des Schulwesens

Der Reichs- und Preußische Minister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, Rust, hielt auf der Feier des „Dia de la Raza" im Ibero-Amerikanischen Institut eine Rede, in der er ankündigte, daß im deutschen Schulunterricht künftig die spanische Sprache der französischen und italienischen Sprache gleichberechtigt als dritte Fremdsprache an die Seite gestellt wird.

In seiner Rede führte Reichserziehungsminister Rust aus: In der ganzen ibero-amerikanischen Welt vereinigen sich heute die Angehörigen von 22 Staaten, um gemeinsam des Tages zu gedenken, an dem Christoph Kolumbus die Reihe der Entdeckungen mit seiner Landung auf einer der Bahama-Inseln einleitete. Wir sprechen heute mit Recht von einer ibero-amerikanischen Welt. Diese umfaßt mit den Mutterstaaten Spanien und Portugal, den Staaten des südamerikanischen Erdteils, Mittelamerika und Mexiko eine Bevölkerung von 150 Millionen. Die gewaltige Ausdehnung des ibero-amerikanischen Staatenkomplexes wird erst durch den Hinweis klar, daß allein Brasilien und Argentinien größer sind als ganz Europa. An der Spitze der zahlreichen deutschen Gelehrten, die mit ihren Forschungen und ihrem Wirken die ibero-amerikanischen Länder der ganzen Welt nähergebracht haben, steht Alexander von Humboldt. Seine geniale Forschertätigkeit hat ihm bekanntlich seitens der Ibero-Amerikaner den Namen des zweiten Entdeckers Amerikas eingetragen. Hunderttausende von Deutschen haben dort eine zweite Heimat gefunden.

Die Regierung Adolf Hitlers hat ihrerseits von Anfang an den deutsch-ibero-amerikanischen Beziehungen die größte Aufmerksamkeit geschenkt und mit großer Genugtuung immer wieder feststellen können, daß man in den Ländern spanischer und portugiesischer Sprache bemüht ist, dem nationalsozialistischen Deutschland Verständnis entgegenzubringen.

Es ist nur natürlich, daß auch Deutschland seinerseits das Leben der ibero-amerikanischen Völker mit größter Aufmerksamkeit verfolgt. Ich habe den ehrenvollen Auftrag, den hier versammelten hohen Vertretern der ibero-amerikanischen Staaten und Völker die Grüße und Wünsche des Führers und Reichskanzlers sowie der Reichsregierung zu übermitteln. Die meiner Leitung unterstehende Pflege der wissenschaftlichen und kulturellen Beziehungen zu Ihren Völkern betrachte ich als eine vordringliche Aufgabe, und diesem Ziele diente auch mein Erlaß vom 22. März d. J., nach welchem die deutschen Hochschulen aller Art gehalten sind, in ihrer Lehrtätigkeit den spanisch-amerikanischen und den portugiesisch-brasilianischen Kulturkreis vorzugsweise zu berücksichtigen. Insbesondere gilt dies auch dem Studium der spanischen Sprache, die von mehr als 100 Millionen Menschen gesprochen wird und somit zu den Weltsprachen zählt.

Diese letztere Tatsache hat mich bestimmt, auch bei der Neuordnung des höheren Schulwesens den spanischen Unterricht zu erweitern, und heute kann ich Ihnen die Sie gewiß interessierende Mitteilung machen, daß in Zukunft in Deutschland die spanische Sprache an den höheren Schulen mit dem Französischen und Italienischen gleichgestellt ist und damit im gesamten deutschen Bildungswesen die Stellung einnimmt, die ihrer Bedeutung neben den anderen europäischen Kultursprachen entspricht. Auch das Studium des Portugiesischen soll nach Möglichkeit gefördert werden.

Im Zusammenhang damit möchte ich meiner Freude Ausdruck geben, daß auch die deutsche Sprache in den ibero-amerikanischen Staaten mehr und mehr gepflegt wird, wofür u. a. die kürzliche Errichtung eines germanischen Instituts an der Universität Buenos Aires ein erneuter Beweis ist. Das persönliche Kennenlernen und Verstehen bedeutet im Leben der Völker die sicherste und festeste Grundlage des friedlichen ideellen und materiellen Güteraustausches.

★

Im Zuge der deutschen Schulreform, die eine einheitliche Lehrarbeit im ganzen Reichsgebiet an die Stelle der zahlreichen verschiedenen Lehrpläne in den deutschen Ländern stellt, werden im Lehrplan der Deutschen Oberschule, die aus den Gymnasien und Realgymnasien hervorgeht, grundsätzlich drei Fremdsprachen als Pflichtämter aufgestellt. Als erste Fremdsprache wird allgemein Englisch als Pflichtfach eingeführt, als zweite Fremdsprache folgt Latein, das als Grundlage für die dann noch gelehrten romanischen Fremdsprachen notwendig ist, und als dritte Sprache haben die Schüler die Wahl zwischen Französisch, Italienisch und — wie Reichsminister Rust angekündigt hat — Spanisch. Der Aufbau der Deutschen Oberschule ist bereits seit Beginn des laufenden Schuljahres im Gange, an den unteren Klassen der Gymnasien und Realgymnasien ist der Lehrplan schon nach den Grundsätzen der Oberschule aufgebaut.

Reichs-Elternwarte

Heft 23 1937

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB.
durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier

„Ewige Wache“

Aufnahme: Presse-Illustrationen Hoffmann

Sprachstörungen und Sprachheilschulen

Von Erna Kiehn-Hamburg

Wenn Eltern behaupten, niemand kenne ihr Kind so gut wie sie, so ist diese Behauptung meist nicht richtig. Zur klaren Erkenntnis gehört die Fähigkeit zur nüchtern-sachlichen Beobachtung. Diese fehlt aber den Eltern, vor allem den Müttern, ihren eigenen Kindern gegenüber häufig. Sie sehen ihre Kinder nicht so, wie sie sind, sondern so, wie sie sie wünschen. Wenn die Eltern sagen würden, niemand verstehe ihr Kind so gut wie sie, so hätten sie in den meisten Fällen wohl recht. Dieses Verstehenkönnen geht über den Weg der Einfühlung. Die Mutter hört schon am Klange des Weinens oder Schreiens, welche Ursache dem Weinen zugrunde liegt, ob das Kind hungrig, müde, eigensinnig, langweilig ist, ob es Schmerzen hat. Auch später vermögen die Eltern, vor allem aber wiederum die Mutter, jeden Wunsch, jeden Gedanken vom Gesicht ihres Kindes abzulesen, ohne daß das Kind zu sprechen braucht. Diese sehr weitgehende Einfühlung kann dem Kinde zum Verhängnis werden, wenn es nämlich diese Verwöhnung, verstanden zu werden, ohne sich klar ausdrücken zu müssen, ausnutzt. Es bleibt dann sehr bald im Sprechenlernen zurück, zumal wenn die Anlage zur Sprachentwicklung nicht sehr stark ist, oder wenn es gar eine Anlage zur verzögerten Sprachentwicklung besitzt. Der Anreiz, den die Umwelt geben sollte, fehlt. Das Kind braucht nicht deutlich zu sprechen. Es bekommt auch so alles, was es möchte. Unter diesen übermäßig umsorgten sprachlich zurückbleibenden Kindern finden sich bezeichnenderweise oft die letzten Kinder einer größeren Kinderreihe, die „Nesthäkchen", oder einzige Kinder. Sie sprechen mit sechs Jahren noch nicht besser, als normal entwickelte Kinder mit zwei oder drei Jahren. Mittlerweile ist aber die Zeit zur Einschulung gekommen. Jetzt wird den Eltern bewußt, daß ihr Kind noch nicht lautrein sprechen kann, daß es wegen dieses Stammelns von Fremden nicht verstanden wird. Nun soll das Versäumte in kurzer Zeit nachgeholt werden. Täglich wird geübt, vorgesprochen, nachgesprochen, wiederholt und immer wiederholt, bis dem Kinde die Lust zum Sprechen vergeht und es nichts mehr zu sagen wagt. Wenn es dann in der Schule angemeldet wird, ist weder im Guten, noch im Bösen etwas aus dem Kinde herauszubekommen. Es hält sich ängstlich an der Mutter fest, antwortet gar nicht oder so leise, daß niemand ein Wort verstehen kann. Gelingt es dem Schulleiter schließlich durch Zuspruch und Ablenkung doch, das eingeschüchterte Kind soweit zu ermutigen, daß es etwas „auftaut", dann kommt nur ein Gestammel heraus: „Ein, dei, dier, dünf", oder wenigstens richtig gezählt: „Ein, wei, dei, dier, dünf", oder wenn es Gegenstände bezeichnen soll: „Dul (Stuhl), San (Schrank), Da (Glas)", oder Farben: „Dü (grün), ho (rot), bau (blau), ssa (schwarz)" usw. Was nun? — Glücklich können die Eltern eines solchen Stammlers sein, wenn es an ihrem Wohnort Einrichtungen für sprachkranke Kinder gibt. Dann wird dieses stammelnde Kind von der Bezirksschule der Sprachheilschule überwiesen.

Hier in der Sprachheilschule wird nun jedes sprachgestörte Kind (ob es stammelt oder an einem andern Sprachfehler leidet), das von einer Schule oder einer anderen Stelle geschickt wird, einer eingehenden Prüfung unterzogen, die der Schulleiter gemeinsam mit einem Facharzt ausführt. Wird festgestellt, daß nur eine leichte Störung vorliegt, daß vielleicht nur ein Laut und seine Verbindungen falsch gebildet wird, dann wird das Kind nicht aufgenommen, sondern einem Sprachheilkursus, der nachmittags außerhalb der Schulzeit besucht werden muß, zugewiesen. Kinder mit schweren Sprachstörungen aber können nur in der Sprachheilschule behandelt werden. Dazu gehören auch die Stammler, die viele Laute und Lautverbindungen noch nicht erlernt haben. Die Eltern setzen dieser Einschulung in die Sprachheilschule anfangs oft großen Widerstand entgegen. Wenn aber das Kind einige Wochen in der Sprachheilschule ist, wandelt sich die Meinung der Eltern. Sie sehen nicht nur, daß ihr Kind oft strahlend nach Hause kommt, weil es schon wieder einen Laut richtig bilden kann, sondern sie sehen auch, daß es im Lesen- und Rechnenlernen den normalsprechenden Kindern in der Bezirksschule gegenüber nicht zurückbleibt. Dankbar kommen die Mütter: „Ja, wenn ich gewußt hätte, daß die Kinder hier ebenso gut lernen, dann hätte ich es hier gleich angemeldet. Aber ich dachte, in der Sprachheilschule kommen sie nicht recht weiter." Zurückbleiben dürfen die Kinder nicht. Denn sie werden ja später in ihre Bezirksschule zurückgeschult. Darum muß der Lehrplan derselbe sein wie in der allgemeinen Volks-

Kinder, die als Stammler in die Sprachheilschule eingeschult werden, werden immer geheilt und zwar gewöhnlich im Laufe eines Jahres. Wenn die Zurückschulung nach einem Jahre noch nicht erfolgt, dann bleibt das Kind nur deshalb noch unter Beobachtung des Sprachheillehrers, damit die gewonnene richtige Lautbildung noch befestigt und weiter in die Spontansprache eingebaut wird.

Ebenso sicher wie das allgemeine Stammeln wird die Sprachstörung geheilt, die Lispeln (Sigmatismus) genannt wird. Lispelnde Kinder können das weiche „s", das „ss", das „z" oder das „sch" nicht bilden. Das Lispeln wird noch häufiger als das allgemeine Stammeln von den Eltern gar nicht bemerkt. Sie sind oft sehr erstaunt, wenn sie vom Lehrer auf diesen Aussprachfehler ihres Kindes aufmerksam gemacht werden. Wenn man mit den Eltern verhandelt, stellt sich dann hin und wieder heraus, daß Vater oder Mutter selbst lispeln. In diesen Fällen hat sich das Kind diesen Fehler also durch Nachahmung ange-

Stilleben

Photographische Aufnahme von Adolf Schmidt, Potsdam

wöhnt. Manchmal allerdings gelangt das Kind erst beim Zahnwechsel zum Lispeln. Es schiebt die Zunge durch die Zahnlücken und behält auch später diese Zungenlage bei. Begünstigt wird diese falsche Zungenhaltung durch einen stark hervortretenden Oberkiefer, so daß sich zwischen Ober- und Unterkiefer eine große Lücke befindet, in der die Zunge gut Platz hat. Wenn der Kiefer seitlich Zahnlücken aufweist, wird häufig bei den S-Lauten auch seitlich die Luft hinausgelassen. Dann bildet sich das „seitliche Lispeln", das noch auffallender und unschöner wirkt als das Lispeln, bei dem die Zunge vorn durch die Zähne gesteckt wird. Bei Erlernung der richtigen Zungenlage und der richtigen Führung der Atemluft können alle Lispelformen nach kürzerer oder längerer Zeit geduldigen Uebens überwunden werden.

Es gibt aber auch Sprachleiden, die den Eltern sehr früh auffallen. Manchen Kindern sieht man schon äußerlich an, daß sie einen Sprachfehler haben werden. Das sind die Kinder mit einer „Hasenscharte". Die Hasenscharte ist eine Spaltbildung in der Lippe, die, wenn sie auch gut verwachsen ist, doch immer erkennbar bleibt. Kinder mit einer Hasenscharte haben gewöhnlich auch eine Spaltbildung im Gaumen, einen sogenannten „Wolfsrachen". Es ist wohl selbstverständlich, daß derartige Spaltbildungen die richtige Bildung vieler Laute unmöglich machen. Der Verschluß hinten im Halse zur Nase kann nicht hergestellt werden. Die Sprachstörung, die beim Wolfsrachen entsteht, nennt man daher „offenes Näseln" (Rhinolalia aperta), weil die Luft aus der Nase, nicht aus dem Munde entweicht. Diese Gaumenspaltensprache ist zunächst fast unverständlich. Wolfsrachenkinder lernen auch viel später sprechen als normale, weil das Sprechen für sie besonders schwierig ist.

Dieses offene Näseln kann durch richtige und planmäßige Uebung der verschiedenen Laute wesentlich gebessert werden. Die Spaltbildung aber kann durch Uebung natürlich nicht ausgeglichen werden. Dazu wird eine Operation nötig, die nur von wenigen erfahrenen Spezialärzten ausgeführt werden kann. Aber die Operation allein bewirkt auch noch keine klare Sprache. Nach der Operation muß wiederum die Uebung einsetzen, damit sich die neu gebildeten Muskeln an die Arbeit der Lautbildung gewöhnen und nicht eine starre, unbewegliche Masse bilden. Die Ausführung der planmäßig aufgebauten Uebungen kann nur unter Leitung eines Sprachheillehrers oder Spracharztes geschehen, so daß auch die Kinder mit Spaltbildungen sowohl vor wie nach der Operation der sprachlichen Behandlung bedürfen.

Eine seltene Sprachstörung, die ebenfalls von den Eltern verhältnismäßig frühzeitig bemerkt wird, ist die Hörstummheit. Hörstumme Kinder hören und verstehen, was zu ihnen gesagt wird; aber sie selbst sprechen gar nicht oder sehr wenig und das Wenige stark verstümmelt. Sie verständigen sich am liebsten mit Gebärden, so daß die Eltern anfangs fürchten, ihr Kind sei vielleicht taub. Eine richtige Hörprüfung läßt sich bei kleinen Kindern noch nicht durchführen. Die Eltern müssen das Kind gut beobachten. Wenn sie sehen, daß es sich bei Geräuschen diesen zuwendet, wenn es versteht, was sie sagen, dann können sie schließen, daß es nicht taub ist. Die Eltern eines solchen Kindes, das hört und nicht spricht, meinen manchmal, das Kind könne wegen irgend eines organischen Fehlers nicht sprechen. Sie suchen bei einem Arzt Rat, ob die Zungenbänder zu kurz, die Zunge zu lang oder ob sonst ein Fehler an den Sprechwerkzeugen vorhanden sei. Der Arzt vermag hier aber mit Operationen nicht zu helfen, weil die Organe selbst nicht fehlerhaft sind. Das Kind könnte sprechen; aber es fehlt ihm der innere Antrieb. Es handelt sich bei der Hörstummheit um eine Sprechunlust. Hörstumme Kinder sind im allgemeinen auffallend unselbständig, oft unruhig und zerfahren, so daß wohl auf verschiedenen Gebieten Entwicklungsstörungen angenommen werden müssen. Vor allem ist die gesamte Willensentwicklung rückständig geblieben. Die Kinder müssen mit freundlicher, unermüdlicher Geduld immer wieder zum Sprechen angeregt werden. Mit Tadeln ist nichts zu erreichen. Nach jedem Vorwurf ziehen sie sich wieder ganz in sich selbst zurück, und die Sprechunlust steigert sich. Bei richtiger, die Sprechlust anregender Behandlung gelingt es in einigen Jahren, die Entwicklungshemmung auszugleichen, so daß hörstumme Kinder im Alter von etwa zehn Jahren ihren gesunden Altersgenossen gegenüber kaum noch auffallen. Wirkliche Sprechfreude werden sie allerdings kaum je zeigen.

Am schwierigsten zu überwinden ist wohl die Sprachstörung, die man Stottern nennt. Der Stotterer kann zum Unterschied zu dem Stammler, Lispler, Näsler alle Laute richtig bilden. Zeitweise spricht der Stotterer so klar und fließend, daß von einer Sprachstörung nichts zu bemerken ist. Aber wenn der Stotterer irgendetwas mitteilen will, was ihn innerlich besonders erregt, oder wenn es ihm gesundheitlich nicht gut geht, wenn er abgespannt ist, schlecht geschlafen hat, bleibt er während der Erzählung bei einzelnen Worten hängen. Er wiederholt einen Laut, eine Silbe, ein Wort mehrere Male hintereinander, oder er drückt und preßt so auf einen Laut, daß kein Ton herauskommt. Ist die Stockung überwunden, spricht er fließend weiter, bis er wieder an einem Laut oder Wort festsitzt. Beim Stottern ist nicht die Lautbildung falsch, sondern der sprachliche Ablauf ist gestört. Dieses Leiden ist kaum je durch einfaches Ueben zu überwinden. Es bedarf vor allem seelischer Beeinflussung, weil es eben seelisch stark überlagert oder überbaut ist. Das stotternde Kind wird in den meisten Fällen vom Beginn des Leidens an falsch behandelt. Die Erwachsenen sind der Meinung, mit einem Kinde, das nicht ordentlich sprechen kann, müsse geübt werden. Das stotternde Kind wird immer wieder berufen: „Sprich doch ordentlich! Du stotterst ja schon wieder." Dadurch wird das Kind immer wieder auf seine Sprachstörung aufmerksam gemacht. Es glaubt immer fester: „Ich kann nicht sprechen." Die Sprechangst schlägt immer tiefere Wurzeln in der Seele des Kindes. Bald wagt es gar nicht mehr, etwas frisch und frei herauszusagen. Und dabei ist diese quälende Vorstellung „Ich kann nicht sprechen" vollkommen unbegründet. Es kann tatsächlich alle Laute und Lautverbindungen tadellos bilden. Daher müßte dem Kinde gerade im Gegenteil wieder und wieder gesagt werden: „Du kannst alles sprechen. Du brauchst keine Angst vor dem Sprechen zu haben. Du

kannst alle Laute und Wörter richtig bilden." Zum Beweise spricht man ihm einige Wörter und Sätze vor und läßt sie nachsprechen. Das Ueben mit einem Stotterer hat also vor allem den Zweck, ihm immer wieder zu beweisen, daß er tatsächlich richtig und gut sprechen kann. Er muß von der Angstvorstellung loskommen. Man darf dem Stotterer auch nicht immer wieder einprägen: „Gib dir doch Mühe beim Sprechen!" Im Gegenteil, der Stotterer muß lernen, sich keine Mühe zu geben, sondern ebenso wenig an den Sprechablauf zu denken wie der normal sprechende Mensch. Der Sprechablauf geht unter gesunden Verhältnissen automatisch vor sich. Die Aufmerksamkeit muß sich auf den Gedankeninhalt richten, nicht auf die einzelnen Muskeln, die beim Sprechen in Tätigkeit treten. — Bevor nun ein stotterndes Kind in die Sprachheilschule kommt, ist es leider meistens schon verschiedentlich falsch vorbehandelt worden. Dann gelingt es oft nicht mehr, den Sprechvorgang wieder unbewußt zu machen. Daher müssen in ungünstig vorbehandelten Fällen andere Heilwege über das Bewußtsein eingeschlagen werden, um die Stockungen im Ablauf der Rede zu überwinden. — Bei der Behandlung von Stotterern ist weiter zu beachten, daß das Stotterleiden sehr vielgestaltig auftritt. Kein Stotterer gleicht dem andern. Daher gibt es auch keine schematische Stottererbehandlung. Die Behandlung eines Stotterers erfordert viel Takt, Einfühlung und Erfassung der ganzen Persönlichkeit. Jedes Stottern muß nach seinem Ursprung, seinen Äußerungen, seiner ganzen Eigenart nach besonders behandelt werden.

Aus dieser Darstellung geht hervor, daß die Arbeit eines Sprachheillehrers nicht ganz einfach sein kann. In einer Sprachheilklasse kommen Kinder mit den verschiedensten Sprachleiden zusammen. Jedes Kind muß einzeln vorgenommen werden. Diese schwierige Arbeit der sprachlichen und schulischen Förderung ist nur dadurch möglich, daß der Sprachheillehrer nach einer gründlichen pädagogischen Ausbildung in einer längeren besonderen Ausbildung im Rahmen der Universität sich die nötigen wissenschaftlichen Kenntnisse erworben und in praktischer Arbeit reiche Erfahrung gesammelt hat. Außerdem ist die Schülerzahl in einer Sprachheilklasse geringer als in den Klassen der normalen Volksschulen. Die Arbeit ist nicht einfach; aber sie ist lohnend. Sie führt den größten Teil der sprachkranken Kinder geheilt wieder in die Normalschule zurück. Daher verdiente es die Sprachheilarbeit, noch weit mehr ausgebaut zu werden, vor allem überall da, wo bisher noch keine Einrichtungen zur Ueberwindung von Sprachstörungen bestehen.

Wer kommt dran?
Aufnahme: Atlantic-Photo

Rechnen 1 – Turnen 3

Wenn alle Dinge, die an die Schulzeit erinnern können, vernichtet oder verschenkt wurden, eins rettete sich wohl bei allen Vätern und Müttern herüber ins Leben der Erwachsenen: Das Zensurbuch. Hier fristet's meist ein Kommodenkastenleben. Hin und wieder aber kommt es auch vor, daß es ans Tageslicht geholt wird. Und dann darf es berichten — und einen leisen Hauch aus der Kindheit verbreiten, die mit „Es war einmal" beginnt. Und spannend folgen junge Augen dem runzligen Zeigefinger, der erklärend auf die einzelnen Noten tippt. Er gleitet über Religion, Deutsch, Erdkunde, Geschichte, Rechnen hin. Hier ist meist die Mitte des Buches. Dann folgen noch Singen, Zeichnen, Nadelarbeiten, Turnen. Nun aber kommt noch eine wichtige Zensur: Die Hauptzensur. Und Vater und Mutter wissen zu erzählen, daß diese aus den Zensuren bis zur Mitte des Buches errechnet wurden. Singen, Zeichnen, Turnen und Handarbeiten hingegen hatten nicht den geringsten Einfluß auf die Gesamtnote — darum ihre Plätze am Ende der langen Reihe. Es machte damit die Ansicht auch äußerlich sichtbar, daß diese Fächer zur Beurteilung eines Menschen nicht nötig waren. Und wies schon mal ein mutiger Fachlehrer auf die Möglichkeit einer Bewertung hin, dann war er bestimmt „zu weit" gegangen.

Denn was war wichtiger: Eine zackige Kniewelle oder das Einmaleins mit der 17? Im Rechnen eine schlechte Note zu haben — schrecklich; aber die 4 im Turnen z. B. war im Zensurbuch bestimmt nur ein Schönheitsfehler. — Nur ein Schönheitsfehler? Gibt's im Turnen auch nur etwas „zu lernen"? Gilt es nicht vielmehr, sich — und das besonders hier im Turnen — als Glied einer Gemeinschaft zu bewähren? Das kannte freilich das Turnen vergangener Zeiten nicht. Da galt nur der Einzelne, der im Turnen eben etwas „lernen" mußte. Wir aber wissen, daß kein anderes „Fach" als gerade die Leibesübungen einen Spiegel charakterlicher Anlagen und beste Schulung bedeuten. Nur hier kann einer beweisen, daß er sich dem Wollen einer Gruppe ein- und unterzuordnen versteht. Er braucht deswegen noch lange keine „Rekorde" aufzustellen, wenn er dazu nicht in der Lage ist, aber tätig muß er sein, seine Einsatzbereitschaft beweisen. Darin liegt wertvollste Schulung für das künftige Leben.

Damit rückt aber die Note der letzten Spalte im Zensurbuch weit weg von ihrer inhaltlich-technischen Seite als auch von dem stiefmütterlichen Platz. Sie hat ausschlaggebende Bedeutung erlangt und ist nicht mehr nur eine Note, die nach Punkten eines Notizbuches, nach der Anzahl von Klimmzügen, Zentimetern und Minuten zu errechnen ist, sondern die den gesamten Menschen in seiner Gesamthaltung zum Ausgang nimmt, soweit man diese mit einer „Zahl" werten kann.

Damit ist aber „Turnen" — wir wollen es umfassender „Leibesübungen" nennen — kein Fach mehr, sondern weit mehr geworden. Es will nicht Handstand, Flanke, Hocke, Kippe oder Klimmzug lehren, sondern zur Wahrhaftigkeit und Wehrhaftigkeit erziehen, Einsatzwillen wecken, Entschlußfreudigkeit, Mut, Härte gegen sich selbst, Kameradschaft wachsen machen. Es ist Prinzip geworden. „Turnen" ist aus seinem Dornröschenschlaf erwacht. — Und wir verstehen heute nicht mehr, wie es einmal eine Zeit geben konnte, die dem Turnen nur die allerletzte Spalte im Zensurbuch einräumen konnte und in der es gar nichts zu sagen hatte, wenn das Kind im Turnen eine 4 heimbrachte.

Erwin Jäckel.

Aufnahme: Curt Ullmann.

*Aufnahme:
Ursula Scherz*

Sammeleifer

Von Charlotte Koeberle-Schönfeldt

Heute kommen die Buben und Mädel nach Hause gestürmt mit der Meldung: „Mutti, wir sollen Knochen sammeln! Hast Du welche? aber nicht nur bei Dir, auch im ganzen Haus . . .“ Und morgen haben sie eine große Wichtigkeit. „Wir sollen Kastanien sammeln“ und stürmen hinaus in den Garten und in die Alleen . . und dann wieder sind sie auf Stanniol-Hamsterfahrt, und sind eifrig bedacht, jedes Stück Papier und jede Pappe im Hause für ihre Sammlung sicherzustellen.

Wir Erwachsenen freuen uns über den Sammeleifer und sind glücklich, den Kindern helfen zu können, indem wir ihnen alles Altmaterial und alle Abfälle, die sie sammeln sollen, zur Verfügung stellen und sie sorgfältig für sie aufheben. Aber wir haben die Angewohnheit, ein wenig zu leichtfertig über diese Sammelei der Kinder hinwegzugehen. Wir erfüllen unsere Pflicht für eine Sammlung, die angeordnet ist, wir lassen unsere Garde ziehen und helfen ihnen. Aber damit ist

erst der äußere Rahmen dieser Sammelaktionen gezimmert.

Viel wichtiger ist ihr Inhalt. Die Sammeltätigkeit der Kinder wird getragen vom Kameradschaftsgeist und vom persönlichen Ehrgeiz, möglichst viel innerhalb dieser Kameradschaftsarbeit zu leisten. So finden wir unsere Kinder unermüdlich, sehen sie Dinge aufstöbern, die selbst dem Scharfsinn unserer Lebenserfahrung entgangen sind, lassen sie keine Müdigkeit spüren und keine Ermüdung durch die gleichbleibende Arbeit.

Unsere Arbeit aber ist es nun, diesen Sammeleifer mit dem tiefen Sinn seines Wesens zu füllen, die Sammelarbeit als Ausgangspunkt zu nehmen für ein Aufschließen der großen Zusammenhänge des völkischen Lebens, für das Ineinandergreifen im großen Räderwerk und den Pflichtenkreis jedes einzelnen von uns.

Wie blitzen die Augen, wenn wir erzählen, daß der Führer zu diesen Sammlungen aufgerufen hat, weil wir Devisen sparen müssen und deshalb die letzten Rohstoffe im Inlande mobil machen müssen, daß der Führer uns unabhängig machen will vom Auslande, damit wir in jeder Lebenslage auf uns alleine gestellt fertig werden können.

Und wir erzählen unseren Kindern, daß das eigene Leben für sie später im kleinen genau so sein wird wie sie es hier am Beispiel des großen Volkslebens sehen. Daß eigene Kraft und Arbeit, der zähe Wille zum Durchsetzen das Ziel, das sie sich einmal stecken werden, erreichbar macht. Sie verspüren daraus einen Hauch vom Leben, das nicht nur spielerisches Dasein ist, sondern harter Selbstbehauptungskampf und hartes Ringen um innere und äußere Werte. Sie werden nachdenklich, die Buben und Mädel, und geben sich innerlich eine Ausrichtung, die tastend hinneigt zu Pflicht und Aufgaben-Stecken, die versucht, sich einzureihen in die Front der Schaffenden, die einsatzbereit sind für ihr Volk.

Dazu machen wir ihnen das Leben durch die Anschauung lebendig. Was ist ein Knochen? was eine Kastanie? welche Formel hat die Metalllegierung sowieso? Und schüttelnd schnurren die Fleißigen die Formeln her, ohne zu wissen, was sie eigentlich damit anfangen sollen und wozu man sich den Kopf so voll pfropfen muß. Hier aber hören sie, daß im Knochen erst einmal Fette vorhanden sind, die man durch chemische Prozesse herausholen kann und dann Glycerin, Stearin, Olein, Bohröl und Schmierfette daraus gewinnt. Und daß daraus wieder Druckfarben werden, Farbbänder, Kohlepapiere, daß man Stearinpech gewinnt, das wiederum für Dachpappen, Lacke und Kabelisolierungen Verwendung findet. Da werden ihnen die elektrischen Formeln der Physik lebensnah, da begreifen sie, wie eng alles miteinander verknüpft ist, wie nicht hier eine Formel und dort ein Lehrsatz steht, sondern wie sie mit allem täglich verbunden sind. Da lebt plötzlich die Welt um sie her, da stehen sie selber mitten drin im gewaltigen Geschehen der Natur. Nicht tote Steine und komplizierte organische und anorganische Verbindungen bestehen, sondern einfach die bewußte Anschauung als der Mittler zwischen Mensch und Ding, zwischen persönlichem Sein und äußeren Lebensbedingungen. Ihre eigene Arbeit gewinnt Beziehung zu den Stoffen. Für ihre Bastelei brauchen sie Leim, der aus Knochen hergestellt wird. Aber nicht nur für Tischlerarbeiten, sondern auch für Schmirgelfabrikation wird er benötigt, für Appreturen und Farbbindemittel. Zuletzt dann wird aus den Knochen das Knochenmehl gewonnen, das vorzüglichen Dünger und Futtermittel abgibt. Was an Knochenasche anfällt, wird in der Porzellan- und Milchglasfabrikation gebraucht. Ebenso werden damit Arzneimittel hergestellt.

Alle Gebrauchsgegenstände fangen an zu leben. Denn man selber hilft ja die Ausgangsprodukte für sie herbeischaffen. Nun weiß man doch, was sie darstellen, woher sie kommen und wohin sie einmal gehen werden, wenn ihr irdisches Dasein beendet sein wird. Ach, ist das herrlich, nun überall neues Leben aufblühen zu sehen.

Ja, und die Kastanien . . . das sind so hübsche blanke Dinger, aus denen man früher Ketten gezogen hat und Körbchen geschnitzt, Tassen für die Puppenstube und allerlei schöne Dinge. Oder man hat sie als Wildfutter zum Förster getragen und sich ein paar Pfennige verdient. Nun aber sollen daraus Dinge gemacht werden, an die man nie gedacht hat? Vater, erzähl uns doch! Und was hilft es schon, wir müssen heran und auspacken. Nur allzugerne tun wir es, denn uns selbst wird eine Jugendzeit des Kastaniensammelns lebendig und wird im Augenblick des Erzählens die Größe unserer Gegenwart bewußt. Wahrlich, wir stehen alle ein im großen Lebenskampf des Volkes, wir helfen alle mit! Ungeahnter Schwung fährt uns durch die ein wenig abgeschlissenen Knochen, warm wird es uns ums Herz und gewiß — nächsten Sonntag ziehen wir mit den Jungen zum Kastaniensammeln!

Nun erzählen wir unserer andächtig lauschenden Schar, daß wir in Deutschland rund 3 Millionen Kastanienbäume haben. Und jeder Baum trägt rund seine 25 Kilogramm. Nun können wir aber nicht mit voller Ernte rechnen und setzen nur ein Drittel an, das macht in Deutschland 25 000 Tonnen Kastanien. Wenn der 35%ige Wassergehalt aus der Kastanie entfernt ist, bleibt fester Bestand, der sich etwa wie folgt aufteilt: 6% Oel, 10% Saponie und 84% Kastanienschrot. Das Oel ersetzt Fette für die menschliche Ernährung und macht durch seinen Einsatz in der Technik dort andere Fette frei, die in der Lebensmittelindustrie verarbeitet werden können. Die Saponie braucht man an Stelle der Quillaja-Rinde, die wir einführen müssen, anstatt der Seifenwurzel und des Glycerins in der Seifen- und der Schaumlöschindustrie. Das Kastanienschrot wird anstatt sonst eingeführter Rohstoffe in den Kornbrennereien verwendet. Für den diesjährigen Anfall der Ernte genügen vorerst die bestehenden Industrieen, von denen eine einzige 100 000 Kilogramm pro Tag verarbeitet. Na, und da soll das Sammeln keinen Spaß machen? Außerdem kann man aus der Kastanie reine Stärke gewinnen, die ebenfalls in der Lebensmittelindustrie Verwendung findet, und zwar statt Reis- und Maisstärke.

Inzwischen ist es über das Erzählen dämmrig geworden, und es wird Zeit, sich für die Bettruhe zurecht zu machen. Als die Kinderschar im Bett liegt, träumt sie einem neuen Tag entgegen, an dem die Sonne ganz besonders hell scheint, weil neue Aufgaben am Horizont mitaufsteigen und das Leben einen ganz neuen, schönen Sinn bekommen hat.

Die Angst vor Besuch

Wenn Fritz aus der Schule kommt und stürmisch an der Haustür klingelt, gehts schon gleich beim Eintritt los mit der Aufzählung aller Klassenneuigkeiten. „Mutter, wir haben eine Rechenarbeit geschrieben, ich hab' alles rausbekommen..." „Mutter, wir sollen 20 Pfg. mitbringen für den Ausflug.." „Mutter, heute nachmittag kommt unser neuer Klassenkamerad zu uns, ich freue mich so..." Mutters Herz steht einen Augenblick still. „... Besuch, heute? Da hättest du erst fragen müssen!"

Der Junge begreift nicht, was da viel zu überlegen ist. Er ist eine glücklich-zufriedene Natur. Den neuen Kameraden bewundert er, weil er weither aus Ostpreußen kommt. „Sein Vater ist Major", sagt er strahlend, um Mutter zu begeistern. Und als sie ihn sprachlos ansieht, glaubt er, noch ein bißchen auftragen zu müssen und malt wacker aus, was für ein feiner Junge der Neue ist.

Mutter gehört zu den Frauen, die am liebsten eine chinesische Mauer um ihr kleines Reich bauen möchten, damit nur ja kein Fremder und Ungerufener hineinsieht. Es könnte doch irgend einer an irgend etwas seine Kritik üben. Und nun soll heute ein fremder Junge in ihrer engen Wohnung mit am Tisch sitzen. Eine Weile überlegt Mutter, sie möchte den Jüngsten nicht enttäuschen. Mit Hausfrauenblick überprüft sie die Einrichtung des gemütlichen Wohnzimmers. Das gute Hauptstück, das Sofa, ist doch etwas mitgenommen, weil außer Fritz auch seine Geschwister, die zwölfjährige Anneliese und der schon würdige Quartaner Peter verbotenerweise auf ihm herumzuturnen pflegen. Einen Augenblick denkt Mutter an die neue, moderne „Kautsch" bei den Nachbarsleuten. „Soll ich bitten, sie mir einen Nachmittag lang zu borgen? Das ganze Zimmer bekäme etwas ab von dem Glanz. Wer weiß, wie verwöhnt der kleine Gast ist..." Aber dann schämt sie sich etwas, vor den Kindern und vor sich selbst. Nein, sauber und ordentlich soll alles aussehen, dafür will sie sorgen. Der Tisch wird hübsch gedeckt, und die kleinen Schäden auf der Sofalehne verschwinden unter frischen Auflegedeckchen. Die Blumen am Fenster leuchten jetzt so schön, das muß der feine Junge doch bemerken."

Gleich nach Tisch, der Vater ist schon wieder im Dienst, schafft Mutter mit Unterstützung von sechs Kinderhänden „klar Deck", am meisten hat sie freilich selber zugegriffen. Die Wohnung sieht aus wie am Sonntagmorgen oder an Vaters Geburtstag. Unheimlich pünktlich trifft der Gast ein, ein netter Junge mit offenen Kinderaugen. Karl-Friedrich heißt er. Mutter wird als erste sehr artig (zu artig, kritisiert Peter) begrüßt, und ihr Herz ist gewonnen. Zunächst entsteht eine kleine Gesprächsstockung, wie das leicht vorkommt, wenn Kinder, die sich noch nicht kennen, und Erwachsene in einem Raum zusammen sind, und auch Fritzens Mundwerk steht noch still. Das wird aber bald anders. Mutter erscheint mit dem Kaffee und der Kuchenschüssel, ein Anblick, der alle Lebensgeister weckt. Der kleine Gast, zu Haus ein Einkind, ist über die Maßen erstaunt über den Kuchenberg. Für jeden hat Mutter zwei Fünfpfennigkuchenstücke und noch ein Extrastück gestiftet, so daß ganze fünfzehn Kuchenstücke sich türmen. „Ja, wer soll das alles essen?" denkt der Gast. Aber sogleich entsteht der übliche Wettstreit, wer dies, wer jenes erhascht; Mutter schlichtet, scherzend zwar, aber doch in ihrer bestimmten Art. Wie sollte sie sonst fertig werden mit der lebhaften Gesellschaft. Die Tafelrunde ist in schönster Stimmung, auch der Gast wird angesteckt und hilft, den Kuchenberg bis zum letzten Krümel zu tilgen.

Nach dem Kaffee gibt es ein buntes Unterhaltungsprogramm, jeder schlägt etwas anderes vor, und Mutter will nicht immer organisieren. Zuerst wird Vaters Briefmarkenalbum unter größten Vorsichtsmaßregeln besichtigt, anschließend ein uraltes, vergriffenes Gesellschaftsspiel mit ebenso lauter wie ehrlicher Begeisterung gespielt, Bleisoldaten werden ausgepackt und aufgestellt, und schließlich sitzt die Gesellschaft gespannt um eine illustrierte „Geschichte des Weltkrieges", Volksausgabe in Großformat. Fast auf jeder Seite ein Bild, und Karl-Friedrich darf umblättern! Die Jungen kennen die Bilder natürlich auswendig und geben ihre Erklärungen, auch Karl-Friedrich weiß einiges dazu zu sagen. Ein feines Jungsbuch! Plötzlich bringt einer die Parole auf: Runter in den Garten, Krieg spielen. Mutter erlaubt's unter der strengen Bedingung, pünktlich nach einer Stunde wieder anzutreten.

Als die Gesellschaft auf die Minute wieder da ist, dampfend und mit roten Köpfen, noch voller Kritik über die geschlagene Schlacht, da geht zunächst ein eifriges Suchen an, nach Sicherheitsnadeln und Verbandspflaster. Fritz hat sich das Knie aufgeschlagen, und Karl-Friedrichs Jacke hat einen Riß. Kamerad Mutter weiß Rat, Fritzens Knie wird sogleich mit ein paar Handgriffen versorgt, und den Riß machen Nadel und Faden wieder gut.

Nun kommt über Karl-Friedrich noch einmal ein heimliches Wundern. Auf dem Tisch steht eine riesige Schüssel Apfelmus als Zuspeise zu den Brotschnitten. Wieder erlebt das Einkind, wie ein großer Vorrat in kurzer Zeit verschwindet. Schließlich ist es soweit, daß der Gast mit einem Blick auf die Uhr ohne langes Zögern aufsteht, sich bedankt und unter vielem Händeschütteln Abschied nimmt.

„Ein lieber Junge", meint Mutter nachher. „Habt ihr auch gesehen, wie manierlich er sich beim Essen benommen hat? Und daß ihr so pünktlich nach oben gekommen seid..." „Daran ist Karl-Friedrich schuld", ruft Anneliese, „sein Wort muß man halten, hat er gesagt."

„Wie war es denn?" fragt Karl-Friedrichs Mutter. Nach seinen Schilderungen muß es Genüsse und Erlebnisse in unerhörter Fülle gegeben haben. Und die Mutter freut sich mit ihrem Jungen, dem eine neue Welt aufgegangen ist.

Die chinesische Mauer trennt nicht nur ein großes Reich von der Außenwelt, sie umgibt auch manches kleine Heim, mitten in einem Mietshaus oder in einem schönen, gepflegten Eigenheim. Man braucht, wenn man nicht will, die Mauer nicht gleich ganz abzubrechen, aber Tor und Tür sollen eingebaut werden. Wie schön, wenn Kinder einmal Gäste einladen dürfen! Wie sollen wir Deutsche ein Volk werden, wenn wir nicht zunächst die Brücke von Familie zu Familie schlagen. Und Brückenbauer können gerade Kinder am besten sein, da sie am ehesten alle sozialen Unterschiede vergessen. Nur eines muß jede Familie wahren: ihr Eigenleben, das sich aus dem Zusammenwirken alles dessen entwickelt, was Vater, Mutter, Kinder und engste Umwelt in den kleinen Familienkreis gebracht haben. Die Mutter von Fritz, Anneliese und Peter war sich in ihrer Abgeschlossenheit nicht bewußt geworden, wie reich sie ist. Und nun hat sie es selbst erlebt, wie viel sie anderen geben kann.

Wer Angst vor Besuch hat, zeigt wenig Selbstvertrauen. Die Gestalt des Hofschulten in Immermanns „Oberhof" sei uns ein Vorbild. Herrscher im Bereiche seines Hofes, hat er jeden Gast mit der gebührenden Ehre empfangen. Aber selbst wenn der König gekommen wäre, er hätte ihm zu verstehen gegeben: Du bist du, und ich bin ich.

Peter Schmitz.

Von Henrich Hansen

Ich habe von jeher eine Vorliebe für solche Menschen gehabt, die nicht immer die ausgetretenen Pfade sicherer Bürgerlichkeit wanderten und als Junge lieber einmal eine schon über das gesetzliche Maß hinausgehende Tracht Prügel einsteckten, als sich von einem mit Röllchen bewaffneten Bürgersmann loben zu lassen. So nimmt es denn nicht Wunder, daß mir Klaus Harms, unser Nachbarssohn, und Hannes Meyer, sein Spielkumpan besonders ans Herz wachsen mußten. Beide hatten schon in ihrem Aussehen etwas persönliches. Klaus war, so wie sein Name breit und fest klingt, mit seinen zwölf Jahren kräftig und groß. Zwei abstehende Ohren und strohblondes Borstenhaar gaben abschließend seiner Erscheinung etwas, das im ganz entferntesten an einen Pinscher erinnerte. Wenn er aber erst den Mund öffnete, wurde dieser Eindruck fest. Wie gesagt, Klaus Harms war auch sonst eine Persönlichkeit, das stand fest. Nicht allein, daß er seine besondere Orthographie schrieb und in den Rechenstunden beim Gemeinschaftsrechnen zu eigenen Resultaten kam; nein, er hatte dazu eine ausgeprägte Vorliebe für persönliche Kleidung. Verächtlich betrachtete er jeden von uns, der damals — lang, lang ist's her — angetan mit der Matrosenbluse und blauer Hose die Klasse betrat. Ich vergesse nie, wie er bei irgendeinem Schulfest in eigener Aufmachung erschien. Die schöne bis zu den Knien reichende blaue Hose, von der Mutter sorgsam gebügelt, hatte er sich umgekrempelt. So war sie kein Salonstück mehr, sondern nur noch eine Badehose. Auch die Jacke mochte ihm lästig und das Hemd ihm zu eng geworden sein, denn er hatte sich Vaters altes Schifferhemd übergestreift. Die Teer- und Fettflecken störten ihn dabei nicht im geringsten. Nach Art eines Russenhemdes war das kurze Hemd von einem alten Militärkoppel gehalten, darauf stand: Gott mit uns! Ich darf sagen, daß die Wirkung bei seinem Auftreten eine durchschlagende war. Alles brüllte vor Begeisterung, weil man tatsächlich an eine beabsichtigte Kostümierung dachte: Seine Mutter, ich hatte das nicht beobachten können, soll im Saale bei seinem Anblick in Ohnmacht gefallen sein. Ich glaube es jedoch nicht, denn schon nach wenigen Minuten sah ich die gute Frau Harms mit heftigen Schritten auf ihren Sprößling zueilen und ihn aus dem Festsaal entfernen. Dem also Gemaßregelten leuchteten die abstehenden Ohren rot auf: gewissermaßen als Schlußlicht. Dann war er verschwunden. Nicht lange danach betrat sein Kumpan Hannes Meyer den Saal. Hannes Meyer war in dem Alter, da die ersten Anzeigen des werdenden Mannes sich entweder durch eine zur Schau getragenen Rüpelichkeit zeigen oder wo man den Seriösen zu spielen pflegt. Hannes hatte sich für diese letzte Lebensart entschieden. Er las mit Vorliebe Kino-Programme und pflegte sich möglichst nach dem Vorbild Bruno Kaßners zu kleiden. Daß der Vater dafür wenig Verständnis hatte und die Mutter noch weniger, schmerzte ihn sehr. So war es einst vorgekommen, daß er seine widerspenstigen Haare mit Margarine in einen wohlgepflegten Scheitel zu bändigen versuchte. Einige gelblich gefärbten Tropfen an den Haarenden verrieten der Mutter aber sofort die Arbeit des Sohnes um die Kultivierung seines Aeußern. Sein Bruder Fritz war zum Militär eingezogen; ein Paar frisch gebügelte Beinkleider hingen im Schrank. Bruno Kaßner pflegte zur damaligen Zeit — es war eine revolutionäre Tat — sich manchmal des wärmenden Jacketts zu entledigen und nur in Hemd und Hose, das Beinkleid durch einen schnittigen Gürtel gehalten, den begeisterten Verehrern vorzustellen. Hannes Meyer sah das und handelte. Die Hose war da, nur das passende Hemd fehlte. Aber wozu besaß Schwester Christines Hemdbluse eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Gewand seines Stars? So mußte denn, allerdings ohne Wissen der Schwester, die Bluse herhalten. Nur der Binder fehlte noch. Aber auch hier war Rat. Vor seligen Zeiten hatte Jakob, der alte Knecht, sich auf dem Jahrmarkt einen sogenannten „eisernen" Schlips gekauft, dessen Mechanik geradezu verblüffend einfach war. Man brauchte ihn nur aus dem Kleiderkasten zu nehmen, vorn an dem Kragenknopf zu klemmen und die Schnalle anzuziehen. Von Binden — keine Spur. Wirklich, eine einfache modische Sache. Ein Griff — und diese Zierde des Mannes saß. Hannes hatte sich also Jakobs rot und weiß gemusterten „Eisernen" angetan. So betrat er mit frischem Margarinescheitel kurz nach dem Hinausschmiß seines besten Freundes den Saal. Seine blauen Jungenaugen strahlten voll Stolz. Wieder ging ein Erschrecken durch den Raum. Dann sah man seine Schwester sich langsam wie unter einem hypnotischem Zwang erheben und auf die Bluse starren. Auch der alte Jakob bekam starre Augen, wohingegen die Mutter nur stier auf die Hosen schaute. Hannes Meyer sah das alles mit schnellem Blick, wischte sich einmal kurz — ich weiß nicht, war es Verlegenheit oder sollte es „seriös" wirken — mit dem Handrücken über die Nase und verschwand aus dem Saal.

Es ist also nicht zuviel gesagt, wenn wir von „Persönlichkeiten" sprachen. —

Es war die Zeit gekommen, da die Kartoffeln aufgenommen wurden. Von den Feldern her zog der beizende Geruch verbrannter Kartoffelstrünke über das Land. Früh kam der Abend und spät der Morgen in das Dorf gegangen — und wenn sie alle, die die Erdäpfel aus

den Aeckern bargen, heim zogen, dann lag schon die frühe Dämmerung über unserem Heimatdörfchen. Draußen am Rande der Siedlung lebte die alte Tilde Butten im Armenhäuschen ihr freudloses Dasein zu Ende. Sie war arm. So sah sie denn immer voll Bewunderung und wohl auch mit stiller Trauer auf die hochgefüllten Wagen, die mit Kartoffeln an ihr Haus vorbei fuhren. Unsere Bauern waren gutmütig; sie hätten der alten Tild sicher gern ihren Winterbedarf geschenkt; doch wie es nun einmal so ist, — es dachte wohl niemand daran. Wohl aber Klaus und Hannes. Sie gingen um diese Zeit, abenteuerlich wie immer angezogen, an der kleinen Hütte vorbei. Da entspann sich folgendes Gespräch: „Op Tild Butten ok wull Kartüffeln genug för den Winter hett?" „Ik wet nich." „Wenn se ken hett, mutt se welche kriegen." „Hest Du welche?" „Ne! Du?" „Ik ok nik." Damit war das Thema vorläufig erledigt. Am nächsten Morgen aber lagen vor Tild Buttens Tür hingeschüttet zehn Eimer Kartoffeln. Woher sie waren? Danach hat niemand je gefragt. Klaus und Hannes hatten nämlich mit schnellem Griff dem elterlichen und nachbarlichen Vorrat diese Gaben entliehen.

Die Streiche der Beiden im Dorf waren bald sagenhaft geworden. So klagte der Nachtwächter darüber, daß ihm regelmäßig sein Wächterhorn mit Wachs verstopft sei. Was aber das Gemeinste dabei sei, die beiden Uebeltäter, die er genau kenne, ständen in der Ferne und geben ihren Schurkenstreich ohne weiteres zu. — Beim alten Böttchermeister Bull, der bedenklich nach der geizigen Seite neigte, der lieber ein Bein als den Strumpf verlor (das Bein konnte vielleicht nachwachsen!) war während kurzer Abwesenheit das Feuer im Herd so stark angeschürt worden, daß der Meister glauben mußte, er sei am Aequator. Und wiederum gaben Klaus und Hannes freudestrahlend ihre Schandtat zu. Das geschah auch, als Fischer Mumsen beim Wettsegeln mit anderen Berufsgenossen trotz mühseliger Arbeit an Steuer und Segel immer hinten dran hing. Die beiden „Persönlichkeiten" hatten dem guten Fischer, dessen Ehrgeiz ortsbekannt war, achtern unter der Wasserlinie einen Eimer an das Boot gebunden. Selbstverständlich bremste der Eimer die Fahrt des Bootes so ab, daß unser Fischer ein für allemal um den Ruf eines Meisterseglers kam. Die Urheber des Attentats aber standen als Sachverständige am Ufer und gaben ganz offen ihrer Enttäuschung darüber Ausdruck, daß der zorngeladene Rennsegler immer noch zu schnell fahre.

So wuchsen die Jungen im Dorfe heran als gute Kameraden und Anführer in allen möglichen Vorhaben. Nur Hannes Meyers alte Tante Ida, — sie hatte sich in ihren besten Jahren nicht zu einer Ehe entschließen können, — leider — hielt ihren Neffen für einen Musterknaben. Und wenn die Väter einmal ihn oder den Kumpanen nach Strich und Faden verdroschen hatten, erklärte die Tante weinerlich, man hätte dem guten Kind unrecht getan. Mit diesem Werturteil der Tante gingen nun beide Jungens krebsen. Bei jeder Gelegenheit wurde Tante Ida zitiert. Das ging solange gut, bis eines Tages auch Tante Ida ihr Urteil zornschnaubend revidieren mußte. Und das kam so: Die alte Dame besaß einen Hund, der auf den nicht alltäglichen Namen Vivat hörte. Schon mehrfach war der Tante aufgefallen, daß ihr um die Herbstzeit, wenn das Dunkel schon früh um die Häuser stand, scheinbar Ovationen dargebracht wurden. Eigentümlich entstellte Stimmen schrien dann vor dem Hause: „Vivat hurra!" oder auch in regelmäßigem Rhythmus „Vivat! Vivat!" Bei der Tante blieb stets die Frage offen, ob man ihr bestimmte Ehrungen bereite oder ob der Hund gemeint wurde. Meist entschied der Hund die Frage für sich, denn mit wütendem Gekläff sprang er gegen Tür und Fenster. Als sie ihr Erlebnis einst in der Familie zum besten gab, erklärte Hannes Meyer scheinbar empört, er wäre bereit, den Uebeltäter zu suchen. Die Unruhe um das Haus der Tante jedoch wurde nach diesem Versprechen nicht weniger, sondern nahm täglich zu. Um die Zeit nun, als die Früchte an ihrem Lieblingsapfelbaum reif waren, kam es zu dem bitteren Zerwürfnis zwischen Tante und Neffen. Eben hatte die Frau das Abendbrot zu sich genommen, als sie draußen im Apfelbaum ein kräftiges Schütteln zu hören vermeinte. Plumpsend schlugen die Aepfel zur Erde. Vivat tobte wie besessen. Der Tante tat das Herz weh. Sie eilte zur Tür, um wenigstens noch die Früchte zu retten, die nun wohl angeschlagen auf dem Erdboden lagen. Als sie jedoch den Garten betrat und zum Apfelbaum kam, herrschte Totenstille ringsum. Nicht e i n Apfel lag auf dem Erdboden. Es war jedoch unmöglich für die Täter, so schnell aus dem Apfelbaum zu kommen. Tante Ida stand vor einem Rätsel. Sie ging wieder ins Haus. Kaum hatte sie die Tür geschlossen, als es wieder draußen schüttelte und rauschte und heftig polternd wieder das Fallen hörbar wurde. Mit einem heftigen Ruck riß sie die Tür auf. Jetzt mußte sie die Täter haben. Wieder Totenstille — kein Apfel lag am Erdboden. Vivat allein wagte sich etwas weiter ins Gelände; aber während die Tante sich suchend bückte, schrie das gute Tier plötzlich auf und eilte ins Haus. Es war der Frau, als ob jemand aus dem tückischen Dunkel eine Wurfwaffe gegen ihren Hausbeschützer geworfen habe. Ich will meine Schilderung kurz fassen. Plötzlich sauste dann jemand aus dem hart neben der Tür stehenden Holunderbaum mit einem abgebrochenen Ast zur Erde. Als die Tante erschreckt herbeisprang, sah sie, daß es „das gute Kind" war. Es half kein Leugnen, Hannes mußte gestehen, daß er, um die Tante zu ärgern, im Holunderbaum gesessen habe und das Fallen der Aepfel nur durch Herabwerfen von Steinen demonstriert hatte. Seit der Zeit bestand ein seelischer Riß zwischen Tante und Neffen.

Nun sind beide schon längst erwachsen und graue Fäden ziehen sich durch das Haar. Eines aber haben sie auch heute noch nicht abgestreift. Sie sind Persönlichkeiten geblieben. Jeder auf seinem Gebiet. Der eine als Bauer und der andere als Beamter in der Stadt. Und wenn sie sich in schönen Urlaubstagen einmal wieder daheim im Heimatdörfchen treffen, dann geistern um sie herum die alten Geschichten der Jugend. Auch die Mär vom „guten Kind".

Soldat, Schüler und Familienvater

Fast täglich treffen wir uns, auf dem Heimwege vom Dienst, der Feldwebel Ulert und ich. Ein paar freundliche Worte werden gewechselt, gelegentlich spinnt sich eine kleine Unterhaltung an, dann ein höflicher Gruß und die Gartentürchen hüben und drüben schlagen ins Schloß. — Der Alltag läßt die kurze Begegnung rasch wieder vergessen.

Doch nein! Warum beschäftigen sich die Gedanken trotzdem unwillkürlich öfter mit dem ruhigen, stattlichen Manne? Warum fällt mir dessen gewinnendes Wesen mehr und mehr auf, das in Haltung und Rede soldatische Kraft und Straffheit so angenehm mit dem Wissen und dem reifen Urteil des gebildeten Zeitgenossen vereinigt?

Es wundert mich, daß ihm sein militärischer Dienst ein ganz regelmäßiges Nachhausekommen, das ständige Tragen der sauberen Ausgehuniform gestattet. Weshalb begleitet ihn stets eine dicke Aktenmappe? Ueberdies ist er in verhältnismäßig jungen Jahren längst verheiratet, bewohnt mit Frau und Kind ein schmuckes Siedlungshäuschen, hat auch untertags öfter Zeit, sich im Garten zu beschäftigen ja, er spielt nicht selten, ganz unmilitärisch, so recht hingebend mit seinem Kindchen.

Als ehemaliger Soldat und Kriegsteilnehmer kann man sich dies alles schwer zusammenreimen, hat man doch von früher her ganz andere Vorstellungen von den Pflichten und der Lebensweise eines Feldwebels. Schließlich löst eine beiläufige Frage das Rätsel.

Die Zukunft des Feldwebels Ulert verlangt, daß die Dienstesaufgaben rein militärischer Art in den letzten drei Jahren mehr und mehr zurücktraten zugunsten seiner neuen geistigen Verpflichtungen als Schüler. Eines Schülers, dem sein Dienst in der Heeresfachschule wahrlich nicht leichter gemacht wird, als jener bei der Truppe.

Schon die erste Auslese zu Beginn des Probejahres siebte alle Ungeeigneten für das Studium aus. Dann begann für die Anwärter eine Zeit zähen Fleißes, ausdauernder Willensanspannung für eine Lernarbeit, die von den etwa Dreiunddreißigjährigen auf der Schulbank ganz ungewohnte Leistungen verlangte: Rechnen und Geometrie, Deutschen Aufsatz, Grammatik und Literaturgeschichte, Erdkunde, Geschichte und staatspolitischen Unterricht oder gar die Beherrschung einer Fremdsprache, der Mathematik, Physik

und Chemie, soweit sie für das Abitur verlangt wird. Eine Prüfung, bei der der strengste Maßstab angelegt wird, schließt die Ausbildung ab.

Wer bestanden hat, ist berechtigt zum Eintritt in den mittleren oder gehobenen mittleren Verwaltungsdienst, bei Finanz oder Zoll, in den Bahn- oder Postdienst oder bei Gemeinden und städtischen Behörden.

Jawohl, das ist die aussichtsreiche, ehrenvolle Zukunft des bisherigen Berufssoldaten, der in einem langjährigen anstrengenden Dienst dem Vaterlande die Treue gehalten hat. Das Dritte Reich weiß das zu würdigen und findet diese Tapferen nicht mit einem „Dankeschön" ab, begnügt sich auch nicht, ihnen etwa als Türöffner oder mit einem sonstigen Verlegenheitsposten eine „sichere Existenz" anzubieten.

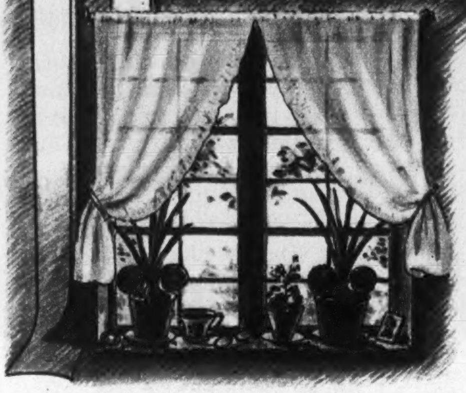
Der ehemalige Soldat ist dazu ausersehen, in einem verantwortungsvollen Amte des öffentlichen Dienstes weiterhin der Volksgemeinschaft zu dienen. Hier steht er auf dem rechten Platz. Er hat zwölf Jahre gehorchen, schweigen, arbeiten und ertragen gelernt, ist aber auch an gewissenhafte Pflichterfüllung, an rasche Entschlüsse und selbständiges Handeln gewöhnt.

Veranlaßt durch die bevölkerungspolitischen Grundsätze des neuen Reiches, hat sich die Wehrmacht auch um die würdige Gestaltung des privaten Familienlebens angenommen. Sie ermöglichte dem Kapitulanten die Früh-Ehe und setzte ihn durch ein angemessenes Einkommen wirtschaftlich in die Lage, eine Familie zu ernähren. So ist das wertvolle Erbgut, das der peinlich ausgewählte und von diensteswegen gesund lebende Soldat in sich trägt, der Nation für die Zukunft gesichert. Bald wird auch der Feldwebel Ulert am Ziele sein.

Doch wenn er auch den feldgrauen Rock mit dem Zivil vertauscht, er kann kein verhockter, lebensfremder Bürokrat oder Spießer werden. Denn die soldatische Erziehung, die selbständige, bewußte Erarbeitung eines wertvollen Bildungsgutes in den Jahren reifer Männlichkeit, Freude und Stolz über eine gesunde Nachkommenschaft lassen ihn zeitlebens bleiben Soldat, Schüler des Lebens und Familienvater.

Franz Baumeister
mit Aufnahmen des Verfassers.

Mutter Plähns



Ein Erinnerungsblatt von Martin Schumacher

Die Bauern im Dorfe nannten sie eine Hexe und hielten die Ställe vor ihr verschlossen, daß sie dem Vieh nichts antäte. Denn Hexen haben den „bösen Blick". Und wenn die Hühner Windeier legten, wenn die Schweine die Blattern gekriegt hatten oder die Kühe verkalbten oder blaue Milch gaben, dann war totsicher die alte Mutter Plähns daran schuld. Denn sie wußte und konnte allerhand Sachen, bei denen es nicht mit rechten Dingen zuging. Wer weiß, ob sie nicht auch in der Walpurgisnacht auf einem Besenstiel mit zum Blocksberg ritt....

Das war die Meinung in unserm Dorf. Kaum vierzig Jahre ist's heute her. Und man ging der alten Mutter Plähns am liebsten aus dem Wege. Denn offen wagte niemand sein Mißtrauen zu zeigen. Kaum daß die Kinder aus sicherem Versteck ihr mal ein Schimpfwort nachriefen. Sie war ja zu fürchten. Und Wurigs Albert, der es im Kopf gekriegt hatte, der hatte es ihr zu verdanken, daß sie ihn in eine Anstalt bringen mußten. Er hatte es ihr mal auf den Kopf zugesagt, was er von ihr dachte. Sie hatte ihn damals nur angesehen, und bald darauf redete er alles durcheinander....

So eine war also die alte Mutter Plähns.

Wir aber liebten sie. Und wenn unsere Spielkameraden allerhand Häßliches von ihr erzählten, dann verteidigten wir sie. Wenn es sein mußte mit den Fäusten; trotz der Uebermacht.

Unser Vater war nämlich einer von den „Aufgeklärten". Und in unserm Schulhaus war Mutter Plähns ein gerngesehener Gast. Daß trotzdem die Bienen gut trugen und die Hühner gediehen und unsere Tauben nie der Marder holte, wurde anfangs wie ein kleines Wunder angesehen. Später hieß es: Na ja — da trägt sie das Glück hin, und die im Schulhaus wissen schon, warum sie sich mit ihr abgeben.

Dabei lebte unser Vater mit Mutter Plähns in ständiger Fehde. Er war wirklich einer von den Aufgeklärten und versuchte auch die gute Alte von dem Wirrwarr ihrer eigenen abergläubischen Vorstellungen zu befreien. Ohne jeden Erfalg. Sie machte getreulich zur Walpurgisnacht die drei schwarzen Kreuze an ihre Stalltüren und kletterte um die „Zwölften" mit ihren alten Beinen unsere Bodenstiege empor, um sich persönlich davon zu überzeugen, daß auch die Wäscheleine abgenommen war. Sie verstand sich auf „Sympathie" und „Besprechung" und auf ihre Heilerfolge war sie stolz. Denn wo des Doktors Kunst versagte oder nicht schnell genug wirkte, da holte man Mutter Plähns. Und da soll es sich — lange vor meiner Zeit — einmal zugetragen haben, daß sie sogar einem, der auch so ein „Aufgeklärter" war, und nie an ihren Kram glauben wollte, dem alten Reschkow, das Leben retten konnte. Der alte Reschkow hatte ein Geschwür im Hals und war nahe am Ersticken. Und da keiner mehr Rat wußte und der Doktor unerreichbar war, hatte man Mutter Plähns geholt. Die hatte dreimal gepustet, dreimal das Kreuz geschlagen und ein Sprüchlein gemurmelt. Und alsbald war das böse Geschwür aufgegangen. Der alte Reschkow kriegte wieder Luft, und Mutter Plähns feierte Triumphe. — Unser Vater hat, wenn einmal von diesem „Wunder" die Rede war, sich nie verkneifen können, den wahren, dem Können der Mutter Plähns höchst abträgigen Grund zu erzählen. Als sie nämlich bei dem alten Reschkow mit ihrem Hokuspokus anfing, mußte dieser trotz aller Schmerzen und Atemnot über ihr Getue so lachen, daß davon das reife Geschwür aufbrach. Mutter Plähns wollte das natürlich nicht wahrhaben und tat sehr böse, wenn unser Vater solche Reden führte und überhaupt das Dasein und Wirken von Teufeln, Engeln und Kobolden in Zweifel stellte.

Um so gläubigere und dankbarere Zuhörer fand sie in uns Jungen. Und während woanders ein gar großes Heulen einsetzte, wenn Vater und Mutter mal ausgingen und die Kinder daheim bleiben sollten, freuten wir uns darüber. Denn dann kam Mutter Plähns zu uns als Kindermuhme. Den ganzen Nachmittag und den ganzen Abend. Und obwohl wir allmählich alle ihre Geschichten kannten, konnten wir doch nie genug davon hören. Sie hatte den „feurigen Drachen" selber gesehen und den Hund mit der glühenden Kette. Und von dem Kobold, der bei diesem

und jenem zu Hause war, wußte sie Einzelheiten zu berichten. Mit feinem Empfinden — mit psychologischem und pädagogischem Takt würden wir heute sagen — stattete sie ihre Erzählungen so aus, daß wir nie graulich wurden, und bevor sie uns zu Bett brachte, sorgte sie dafür, daß unsere klopfenden Herzen sich wieder beruhigten. Manchmal sang sie dann mit ihrer alten Stimme sogar ein Lied, das sie in der Schule gelernt hatte.

Daß sie einmal zur Schule gegangen war, daß sie überhaupt einmal jung gewesen sein sollte, konnten wir uns nie vorstellen. Auch nicht, daß sie mal verheiratet gewesen war und Kinder gehabt hatte. Und doch war es so. Sie hatte alles Frauenglück und Frauenleid kennen gelernt. Ihr Mann war 1870 an der Cholera gestorben und ihre Kinder waren in die Welt gegangen. Eine Tochter sogar nach Amerika. Von ihrem einen Sohn hing in ihrer Stube ein verblaßtes Bild, das ihn als Soldat zeigte. Es trug stets um den Rahmen einen Immortellenkranz, den sie alle Jahre erneuerte. Von dem Sohn sprach sie nie. Das Dorf aber wußte, daß er ihr großes Herzeleid bereitet hatte.

Wovon Mutter Plähns eigentlich lebte, darüber haben wir uns nie Gedanken gemacht. Sie wohnte in einem strohgedeckten Hause, das der Dorfgemeinde gehörte und das sie mit dem Nachtwächter teilte. Die Haustür hatte kein Schloß, nur einen hölzernen Drücker und einen eisernen Riegel. Das allein schon genügte, daß wir dieses Haus bewunderten. Und nun gar erst ihre Stube! Es roch darin so gut nach allerhand Kräutern, die sie teils im teils auf dem Schrank aufbewahrte. Ja dieser Schrank! Es war stets für uns ein weihevoller Moment, wenn sie ihn aufschloß. Und das tat sie jeden Sonnabend, wenn wir ihr die Kartoffelschalen von der Woche für ihre Ziegen brachten. Dann empfingen wir für diesen Dienst, um den sich die Brüder zankten, ein Stückchen Kandiszucker oder ein Klümpchen Marmelade, die keine Hausfrau so würzig kochte, wie sie oder gar eine Scheibe Naute, eine aus Honig und Mohn bereitete Leckerei, die sie wie niemand sonst auf der Welt herzustellen verstand. Sie war sparsam mit ihren Gaben, und das machte es, daß wir uns schon die ganze Woche darauf freuten.

Schön war es, wenn wir ein Weilchen bei ihr bleiben durften. Ihr Stübchen barg des Seltsamen und Bewundernswerten soviel, daß wir eigentlich immer bei ihr hätten wohnen mögen. Da war die Kochecke, wo noch ein Dreifuß auf dem Herd stand und ein kupferner Kessel am Haken über dem offenen Feuer hing. Da war der alte grüne Ofen aus Lehm, der des Winters mit Kartoffelkraut geheizt wurde. Da war das Fenster, dessen Scheiben so grünlich schimmerten und vor dem immer Blumen standen und Meerzwiebeln, deren Blätter sorgsam eingerollt wurden. Da war eine besondere Ecke, wo eine alte Bibel auf dem Brett lag und ein Predigtbuch und ein Gesangbuch mit ganz großen Buchstaben. Nicht zu vergessen der Kalender mit den schönen Bildern und Geschichten, zwischen dessen Blättern Zettel lagen mit Sinnsprüchen, die sie mit ungelenker Hand irgendwo abgeschrieben hatte. Die hohe Bettstatt stand in einem Alkoven, dessen Winkel hinter einem Vorhang die allergrößte Kostbarkeit barg, die Mutter Plähns besaß: eine Kokosnuß, aus der man ein Gesicht geschnitzt hatte. Wie sie zu dieser gekommen war, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß wir uns vor der Fratze mächtig fürchteten und doch immer wieder darum bettelten, sie besehen oder gar anfassen zu dürfen.

Neben dem Hause lag ihr Garten. Von außen sah er aus wie Dornröschens Schloß. Eine riesige Hecke hatte längst den einstigen Lattenzaun überwuchert und die schmale Bretterpforte schien der Eingang zu einem Märchenreich zu sein, in das niemand einen Blick tun konnte. Ich bin trotz aller Freundschaft zu Mutter Plähns auch nur fünf- oder sechsmal darin gewesen; aber was ich dort sah, steht heute noch lebendig vor mir. Dabei gab es eigentlich gar nichts Großes darin zu schauen. Aber die Dornhecke, die Kleinheit des Gärtchens, die Weltabgeschiedenheit gaben der Knabenphantasie so viel Nahrung, daß diese daraus ein verwunschenes Stückchen Erde formte. Mit bunten Scherben waren die zierlichen Wege eingefaßt und — seltsam! — in diesem Garten blühten die Blumen freudiger, duftiger, die Kräuter würziger als woanders. Und eine Blume aus diesem Garten – ich hätte nie gewagt, mir selber eine zu pflücken — galt uns sonst ganz unsentimentalen Jungen eine Kostbarkeit, die man wie einen Schatz nach Hause trug, und wie ein Kleinod hegte . . .

Mutter Plähns — wie oft sind wir in Sorgen und Nöten zu ihr geflüchtet! Wie oft hat sie bei dem strengen Vater ein gutes Wort für uns eingelegt, wenn Strafe drohte. Dabei hat sie niemals unsere Ungezogenheiten zu vertuschen versucht. „Die Eltern müssen wissen, was ihre Kinder treiben" war ihre Meinung, von der sie nie abwich. Und so gesellte sich zu unserer Liebe die Achtung vor dieser alten Frau, die miterzog ohne daß sie sich vielleicht dessen bewußt war. Sie war unsere Kindermuhme, weise, treu, selbstlos und — erfahren. Aus dem Bilde unseres Kinderlandes können wir sie uns nicht fortdenken. Und ich weiß, daß auch die Eltern ihr dankbar waren. —

Dem Elfjährigen nahm das Schicksal den Vater und die alte Heimat. Er hat ganz gegen seine und aller Jungen Gewohnheit, der Alten gern über sein Ergehen brieflich berichtet. Fremde Hände haben dann und wann für sie die guten Grüße erwidert. Dann war das Alter gekommen und schließlich der Tod.

Wenn mich der Weg in die alte Heimat führt, so finde ich ihr Haus nicht mehr und auch nicht mehr ihren Garten. Nur ihren Grabhügel. Und auch der liegt schon in dem Teil des Friedhofes, den Dornen und wilde Rosen allmählich zu einer Märchenwildnis machen.

Elternsorgen

Kinder im Wartezimmer

Bei der Kinderärztin ist Hochbetrieb. Im Wartezimmer befinden sich eine Anzahl Mütter mit ihren Kindern, und es ist klar, daß es dabei lebhafter zugeht als wenn nur große Leute warten müssen.

Lebhaft ist ja nicht ungezogen! Der kleine Junge, der so gar nicht still sitzen kann und mit derben Schritten durch das Zimmer marschiert, kann einfach nicht anders; er würde vor Unruhe zerplatzen. Und als die Mutter ihn noch doch ziemlich heftig und ärgerlich auf den Schoß nimmt, brüllt er natürlich!

Das kleine Mädel aber, das sich mit Mutter zusammen ein Bilderbuch besieht und im leisen Flüsterton darüber plaudert, hebt nur etwas erstaunt den Kopf und vertieft sich dann wieder in seine Beschäftigung.

Auch der Junge, der auf dem Stuhl am Fenster kniet, war anfangs ganz friedlich, aber als da draußen auf der sehr belebten Straße so viel mehr zu sehen ist als dort, wo der kleine Junge zu Hause ist, hat er natürlich tausend Dinge zu fragen — — „Mutter sieh mal hier und sieh mal dort — —". Die Mutter aber winkt ab, der Junge soll nicht so viel fragen, soll endlich still sein, und schließlich sagt sie: „Jetzt komm aber vom Fenster fort!" Jungchen mault, setzt sich auf den Stuhl neben Mutter, schlenkert mit den Beinen, wippt mit dem Stuhl — —. „Willst du wohl still sitzen, du ungezogener Junge!" Das kleine Mädchen mit dem Bilderbuch sieht wieder auf, hebt das Buch hoch, zu dem Jungen hin, und sagt freundlich: „Sieh mal, die schönen Pferdchen!" Der Junge guckt hin, er macht eine Bewegung, als wolle er zu der Kleinen laufen. „Du bleibst sitzen!" sagt die Mutter. Der Junge mault und bumst weiter mit den Füßen gegen Stuhl und Tisch.

Ganz ruhig sitzen in einem anderen Winkel des Zimmers an einem Tisch eine Mutter und ihre kleine Tochter. Rotblonde Zöpfchen stehen zu beiden Seiten des freundlichen Kindergesichtes. Das Mädelchen seufzt: „Ach, Mutter, es ist schrecklich langweilig, nicht? Dauert es noch sehr lange?"

„Wir wollen inzwischen ein bißchen mit den Murmeln spielen", sagt die Mutter und nimmt einen Beutel aus ihrer Handtasche. „Dürfen wir das hier tun, Mutter?" fragt das Mädelchen. „Freilich — auf dem Tisch hier. Stelle dich drüben auf."

Und gleich darauf rollen die großen bunten Glasmurmeln über den Tisch; und nun dauert es gar nicht lange, da stehen auch die anderen Kinder am Tisch und spielen mit. Ein Weilchen geht so das Spiel, dann wird die Mutter mit dem Zöpfchenmädel abgerufen. „Ach, schon —" sagt das Mädelchen. „Ach —! sagen sehr gedehnt die anderen Kinder. Aber sie dürfen nun noch weiter spielen, bis Mutter und Tochter drinnen bei der Aerztin fertig sein werden. — —

Der gewaschene Schornsteinfeger

Ich habe einen kleinen Gast, einen vierjährigen Jungen. An einem sonnigen Herbsttag saust er mit seinem Roller durch den Garten, ich höre seine jauchzende Fröhlichkeit, die aber plötzlich in ein angstvolles, brüllendes Schreien übergeht. Im gleichen Augenblick läutet es von der Gartentür her und als ich hinausgehe, steht da der Schornsteinfeger. Gleichzeitig drängt sich das zitternde Kind an mich: „— — der schwarze Mann — der schwarze Mann — —!"

Ich denke, daß Heinerles Mutter ja eine merkwürdige Erziehungsmethode haben muß! Immer wieder dieses

Der Roller ist kaputt?

Das werden wir gleich haben

Schreckmittel mit dem schwarzen Mann! Ich lasse den Feger erst einmal in das Haus hinein und an seine Arbeit, dann nehme ich mir Heini vor. Ich erkläre ihm die Arbeit des Mannes und die Ursachen, die ihn so schwarz machen. Aber ich begegne nur Ungläubigkeit; für Heini ist der Schornsteinfeger der böse, schwarze Mann. Er kann es sich nicht vorstellen, daß der Feger ein Mensch ist wie wir alle, freundlich und mit weißer Haut.

Da kommt mir ein Gedanke. Ich stelle eine Schüssel mit warmem Wasser und Seife in das Badezimmer, und als der Feger, den ich schon seit langem kenne, mit der Arbeit fertig ist, bitte ich ihn, mir im Kampf gegen den schwarzen Mann beizustehen. Lachend wäscht er sich den Ruß von Gesicht und Hände, und als er dann mit mir zu unserem ängstlichen Heini kommt, läßt der Junge die tränengefüllten Augen zwar zuerst noch zaghaft über die rußige Kluft des Mannes gehen, dann aber legt er doch sein Patschhändchen in die große Hand des Mannes, der selbst Familienvater ist und gleich den Ton findet, in dem man mit kleinen Jungens reden muß.

Am Abend, als Heini im Bett liegt, versichert er mir noch einmal: „Nicht wahr, Tante Lotte, es gibt ja überhaupt keinen schwarzen Mann!"

Kindersorgen

Elternsorgen können auch zu schweren Kindersorgen werden! Man macht oft sehr schnell Schluß mit einer Ehe und läuft zum Anwalt. Mann und Frau sind uneins geworden, alle guten Beziehungen zueinander sind zerfallen. Wie aber ist es mit den Beziehungen zu den Kindern? Entschlüsse um Trennung einer Ehe greifen oft viel weiter als die Eltern im Augenblick annehmen, werden oft zu bitteren Sorgen für die Kinder.

Man kann dieses Thema juristisch betrachten — dann umfaßt es ein Gesetz, viele Kapitel über Rechte und Bestimmungen — und man kann es rein menschlich ansehen, dann behandelt es immer und in jedem Fall ein trauriges und ans Herz gehendes Schicksal.

Rechtliche Bestimmungen müssen da sein, weil das Kind immer zwischen den streitenden Parteien steht — von beiden oft gleich stark geliebt wird, von beiden als ihnen allein zukommender Besitz umkämpft. Aber was soll schließlich dem Kinde diese Liebe, wenn Zwietracht sie überwuchert? Kinder verstehen oft viel mehr, als die Erwachsenen annehmen. Kinder sehen oft viel tiefer hinein in seelenzermürbende Verhältnisse der Eheleute zueinander, als diese Eltern vermuten, und stehen immer irgendwie abseits, wenn diese Ehe auseinandergeht.

Ein Gedicht kam mir da in den Sinn, das ich einmal las und das schloß:

„— — auch dieser Stunde brachte manches Jahr Vergessenheit, nur daß seit jenem Tage auf eines Kindes stillem Augenpaar ein trüber Schatten dunkler Schwermut lag — —"

Wenn also in einer Ehe Unstimmigkeiten sind, und wenn man glaubt, ein Zusammenleben sei nicht mehr zu ertragen — und es gehen Kinder in diesem Hause hin und her, die eigenen Kinder, dann sollte man sich klar machen, daß diese Kinder nun bald nicht mehr wissen werden, wem sie zugehören, dem Vater oder der Mutter. Man sollte in jedem Falle noch einmal alles überprüfen und versuchen, ob die Verhältnisse bei gutem Willen und einem Nachgeben und Zugestehen auf beiden Seiten nicht doch tragbar sind. Man macht heute oft sehr schnell Schluß mit einer Ehe und weiß doch nicht, ob das Leben nun tatsächlich besser wird. Ist eine Ehe kinderlos, dann ist alles viel leichter, dann haben beide Partner nur für sich selbst zu entscheiden. Aber die anderen, die Kinder haben, müssen sich der schweren Verantwortung ihren Kindern gegenüber bei einem solchen Schritt zur Ehescheidung wohl bewußt sein.

Natürlich gibt es auch Verhältnisse, wo es auch für die Kinder besser ist, wenn eine Trennung der Eltern stattfindet. Dann, wenn irgendwelche schlechten Einflüsse in moralischer und auch erzieherischer Wirkung von einem Teil der Eheleute auf die Kinder ausgeübt werden. Und es gibt auch solche Gefahren. Hier wird es für den anderen Teil der Eltern sogar Pflicht, die Kinder zu schützen. Aber in den meisten Fällen ist es doch so, daß bei einer Ehescheidung die Trennung von den Kindern das bitterste ist. Und um der Kinder willen muß der Entschluß zu einer Ehescheidung nach jeder Richtung hin überlegt werden. Nicht nur die bitteren Erfahrungen müssen wieder und wieder als Belastungsmaterial' herangeholt werden, sondern als Gegengewicht auch die Zeiten, in denen man sich noch verstand, denn irgendeine Verbundenheit wird doch früher, als man zueinander fand, einmal dagewesen sein.

Noch einmal Bilanz machen vor dem letzten Entschluß und nicht vergessen, dem Konto als wichtigsten Teil die Kinder einzuordnen! Meta Brix.

Aufnahmen: Adolf Schmidt

Paß auf, jetzt fährt er

Siehst du, alles in Ordnung

Der Sohn der Furcht

Roman von Möller-Crivitz

(12. Fortsetzung.)

„Das war einmal. Jetzt bin ich Schlosser."

Stumpp pfiff durch die Zähne.

„Aha! Nun, das nenne ich einen kleinen Unterschied. Also so'n halber Kollege. Na, das will ich dir weiter nicht krumm nehmen. Also, machen wir weiter."

Gerd suchte seine Vorräte zusammen und verschnürte sorgfältig den Rucksack. Unterdessen drehte Stumpp sich geschickt eine Zigarette. Er bot sie Gerd an; der lehnte aber ab.

„Na, denn nicht, liebe Tante", sagte er und steckte sie sich selber in Brand.

Dann gingen sie beide weiter. Gerd erzählte wenig und zurückhaltend. Der Fremde nickte ein paarmal. Nannte ihn auch schon mal einen „Dussel", weil er seine Vorteile nie auszunutzen verstand und daß er mit seinem „Dickkopf", wie er Gerds Widerstand gegen seinen Vater nannte, wohl nicht weit kommen würde.

„Einen Dickschädel, oder, wie ihr Herrn Bankbeamten sagen werdet, den persönlichen Standpunkt, kannst du dir nur als freier Mensch leisten. Na, lassen wir das. Schwamm drüber. Wirst nicht immer solch Verlangen haben, entschieden zu sein. Aber deswegen kein Herz voll Traurigkeit. Wenn die Sonne lacht und die Marjell singt, dann kann es einem selbst warm werden. Weht's aber aus Nordost", er spuckte aus, „nun ja, dann ist's eben anders. Erledigt. Punktum."

Und dann erzählte er von seinen Fahrten, die durch die Grenzländer führten. Er wußte ernste und lustige Geschichten mit so vielerlei burschikosen Wendungen zu erzählen, daß Gerd ihm gern zuhörte. Er fühlte heraus, daß sein Begleiter nicht aufschnitt, sondern fein zu unterscheiden wußte, was das Leben an ernsten, aber auch an lächerlichen Kleinigkeiten bot. Mit klarem Blick wußte dieser frohsinnige Mensch zu erkennen, wie er sich zu allem einzustellen hatte.

Er sprach frei, aber nicht frivol. Auch hatte er nichts von der müden Arroganz vieler jungen Leute, wenn sie sich über eine Sache hinwegsetzen wollen. Mochte auch manches altklug klingen, so lachte doch durch all seine vielen Gedanken ein lustiger Schelm hindurch.

Unter diesen Gesprächen kamen sie schnell voran. Gegen Abend langten sie in Lüneburg an, wo sie vor einem kleinen Gasthof halt machten. Stumpp überdachte seine Barschaft und meinte dann:

„Na, es wird noch langen. Dann wollen wir mal zu Ehren des Tages und weil du ja ein Neuling bist, diese Nacht großartig in heißen Federbetten schlafen. Dafür machen wir morgen einen Rundgang durch die Gemeinde, um unsere Auslagen wieder beieinander zu kriegen." —

Am nächsten Morgen zogen sie weiter. Gerd hatte sich dem Wanderkameraden gegenüber ausgesprochen und ihm dabei gesagt, daß er keine abgeschlossene Lehrzeit hinter sich habe. Da wiegte der erfahrene Kunde bedenklich den Kopf. Er schob die Unterlippe vor.

„Weißt du, das ist eine faule Sache für dich. Einmal sind die Mutterpfennige alle und Arbeit suchen ohne richtigen ‚Fleppen', das ist dumm. Wirst wohl kaum was Anständiges finden. Na, laß den Kopf nicht gleich hängen. Auf dem platten Land ist für dich nichts zu machen. Wir werden daher sehen, auf dem nächsten Wege in das Industriegebiet zu kommen. Da kannst du leichter unterschlüpfen und auch Papiere kriegen. Vorläufig schlagen wir uns durch. Sieh nur zu, daß du den eisernen Bestand nicht anbrechen mußt."

Vor einer Schmiede machte Stumpp halt. Er überlegte einen Augenblick, dann ging er schnell hinein. Gerd schritt langsam, voll schwerer Gedanken weiter. Bald hatte sein Kamerad ihn wieder eingeholt.

„Na, wenn es auch nicht viel ist", sagte er und zeigte Gerd zwei kleine Münzen. „Wollen uns in der Stadt nicht aufhalten. Ich mag heute nicht nachfragen. Komm nur. Im nächsten Dorf werden wir schon zu essen kriegen und heute abend finden wir ein herrliches Bett im Stroh."

★

Einige Wochen später.

Im stillen Hause am Markt in Rawitz saß der Tierarzt im Zimmer Ediths. Ihm gegenüber sein Schwager, Rechtsanwalt Bandlow, der jetzt mehr als bisher nach dem einsamen Manne sah, um mit ihm zu plaudern und die Sorgen von seinem Gemüt zu nehmen.

„Hat Gerd dir denn noch keine Silbe geschrieben?"

Der Tierarzt verneinte schweigend und sah traurig vor sich hin.

„Wo mag er nur stecken, der Junge?"

In den Mundwinkeln des Tierarztes zuckte es schmerzlich. Ein tiefer Atemzug hob seine Brust.

„Wo soll er stecken? Er vagabundiert!"

„Na, na, Rudolf, nicht so bitter. Gerd hat soviel Erziehung und auch Charakter, daß er nicht unter das Fußvolk gerät."

„Gegen Tatsachen kannst du nicht ankommen, Herbert. Ich habe ja auch nicht daran glauben mögen." Er sah gequält zur Decke hinauf. „Aber die Gewißheit, daß es so ist, hat mir der Bürgermeister dieser Tage gegeben."

„Die Gewißheit — — Wovon? — — Wieso? —"

„Ja, so ist es. Er berichtet mir, daß ihm über Gerhard von verschiedenen Polizeistellen aus Hannover und Westfalen Mitteilungen zugegangen wären, die wenig erfreulich sind."

„Was hat er denn angestellt?"

„Wie ich dir schon sagte: er vagabundiert. In Isenbüttel hat man ihn zum erstenmal wegen Landstreichens ein paar Stunden eingesperrt. Bald darauf in anderen Gemeinden ebenfalls. Die Polizeiämter berichten, daß man ihn auch wegen Widerstandes einige Tage festhalten mußte. Die letzte Nachricht über ihn traf aus Ibbenbüren ein, wo er wegen unbotmäßigen Benehmens gegen die Polizeiorgane einen Tag inhaftiert wurde. Lediglich auf Grund der Auskunft unseres Bürgermeisters hat man ihn wieder freigelassen. Gott, wohin soll das nur führen. Ich kann dies alles kaum noch ertragen. Herbert, ich fühl es — bald bin ich am Ende meiner Kraft."

„Aber das geht doch nicht an, Rudolf. Unter diesen Umständen muß er sofort benachrichtigt werden, damit er zurückkehrt. Der Junge findet sich nicht zurecht und macht Unbesonnenheiten, die er gar nicht vor hat zu begehen. Er schliddert ja immer tiefer in sein Unglück."

Der Tierarzt winkte mit der Hand ab.

„Der Bürgermeister hat das bereits aus eigenem Antrieb versucht. Er hat nach Warendorf, wo er ebenfalls wegen ungenügender Ausweise festgehalten wurde, die Eilnachricht gegeben, Gerhard möge auf dem nächsten Wege heimkehren. Die Fahrkarte solle von hier aus bezahlt werden. Das hat er abgelehnt. Zwingen kann man ihn nicht. Und so muß sich eben alles erfüllen, wie es wohl nicht anders sein soll und auch nicht anders sein kann."

„Dann mußt du Gerd einen eindringlichen Brief schreiben, Schwager. Er wird auf dich hören und diesen sinnlosen Weg verlassen."

„Nein, das kann ich nicht. Ich will ihn halten, Ediths wegen. Weil ich's ihr versprochen habe. Aber ihm schreiben, ihn bitten, zurückzukehren — nein! Es ist mein Schicksal, Herbert, dem ich nicht entrinnen kann. Mag es sich erfüllen, es findet mich gefaßt. Ich will meine Hand über ihn halten, aber nur, wenn er unter dieser Hand bleiben will. Er hat nicht gewollt — ich kann es nicht ändern. Das Schicksal nimmt ja doch seinen Lauf, so oder so."

„Das ist ja Unsinn, Rudolf, du rennst immer nur der tollen Idee nach, Gerd sei der Sohn des Raubmörders. Das ist dein Irrtum. Glaube doch nicht so fanatisch an diese unglücklich-romantische Geschichte! Alles, was bisher passiert ist, ist im Grunde genommen so alltäglich, daß es sich nicht einmal lohnt, deswegen auch nur Vergleiche anzustellen. Uebertreibe doch nichts. Sieh einmal ganz klar, was nun eigentlich gewesen ist. Damals in Schwerin: Nun ja, war das denn wirklich ein Verbrechen? Er hat in der Unerfahrenheit und Großspurigkeit der Jugend ein paar Mark unterschlagen. Hat eine Nacht bei einem Frauenzimmer verbracht. Was da vor sich gegangen

Grau in grau = Novembertag **Aufnahme: Agfa-Bildarchiv**

ist, weiß niemand. Vielleicht war es sogar ganz harmlos. Wie dem aber auch sei, er war doch nur das Opfer schlechter Freunde und der lockeren Umgebung. Er ist gestraft worden deshalb. Damit sollte der Zwischenfall aber auch erledigt sein! Und nun die Geschichte in Goldbeck. Na, weißt du, sehr klar kommt mir die Sache denn doch nicht vor. Woher weißt du alles? Doch nur von dem spleenigen Meister Nelsen. Oder hast du dir wirklich die Mühe gemacht und die Zeugen gehört?"

„Nein, Herbert, die Zeugen, die Gerhard benennt, sind wenig glaubhaft. Durch den Stahmer ist er schon einmal gestrandet."

„Also keine Zeugen. Bleibt demnach nur der Schlossermeister Nelsen selbst. Sieh dir diesen eigentümlichen Kauz doch einmal näher an, Schwager Rudolf. Er ist ein fanatischer Anhänger seiner Sekte. Nach allem, was ich unter der Hand über ihn hörte, ist der Mann kaum ernst zu nehmen. Er soll viel spintisieren! Gerd hat sich von vornherein seinen dauernden Beeinflussungen widersetzt. Das hat ihn gegen den Jungen eingenommen. Nun sage mir, welcher junge Mann wird denn auch widerspruchslos all die weltfremden Ansichten gelten lassen, die ein schrullenhafter Lehrherr über das Christentum verzapft? Die Jugend ist nicht duldsam, mein Lieber! Als Gerd dann die Unbedachtsamkeit beging, mit seiner Tochter nach Rostock zu fahren, war es natürlich ganz aus. Der Explosivstoff lag ja schon lange in der Luft. Der Alte meinte natürlich, es müsse da etwas passiert sein; Gerd müsse das Mädel durchaus verführt haben. Ich glaube aber nicht einmal, daß Gerd überhaupt zu ihr in so nahe Beziehungen getreten ist. Soviel kenne ich ihn: er hat sein Unrecht immer mit rechtem Namen genannt und ist auch immer dafür eingetreten. Warum leugnet er in diesem Falle nun so entschieden? Gibt dir das denn gar nichts zu denken?"

Der Tierarzt sah seinen Schwager lange ernst an.

„Deinen Optimismus in Ehren, Herbert, aber so weit kann ich nicht mit. Du nennst Gerhards Herkunft romantisch. Vielleicht ist sie auch sehr romanhaft. Wie oft habe ich mir selbst gesagt, daß es nicht wahr sein kann, aber . . . — Du ziehst diese beiden Fälle an. Sie allein sagen mir nicht alles. Die kleinen Entgleisungen sind es, die mir alles bestätigen, Herbert. Muß ich erst einzelne aufzählen? Es würde Bände füllen, wollte ich alles aneinanderreihen. Aber in ihrer Gesamtheit runden sie das Bild vollständig ab . . ."

Der Rechtsanwalt unterbrach ihn lebhaft.

„Du sprichst über die Herkunft des Jungen mit einer Sicherheit, als wäre der Verdacht des Anstaltsarztes mehr als reine Annahme. Aber da muß ich ernstlich stoppen, Schwager. Ich habe inzwischen die Akten in Schwerin eingesehen. Viel war aus denen natürlich nicht zu ersehen. Nur soviel, daß die Nachforschungen seinerzeit mehr als laienhaft aufgezogen worden sind. Da bin ich denn mal nach Hohen-Viecheln rausgefahren, wo Gerds Mutter seinerzeit in Stellung war."

Der Tierarzt zuckte zusammen. Seine fragenden Augen drängten.

„Dort versuchte ich natürlich die alten Fäden wieder aufzunehmen. Es ist zwar nur wenig, was man dort noch über sie wußte. Indessen läßt es einen Schluß zu, der mir mehr sagt als Dr. Grünewalds Annahme. Der alte

Knecht war noch am Leben. Er erinnert sich des Mädchens noch sehr gut und sagte mir, daß man damals allgemein geglaubt habe, der Sohn des Gutsbesitzers sei der Vater des Kindes. Aber keiner habe von dieser Annahme etwas sagen mögen, weil der junge Bauer kurz vor der Geburt des Jungen beim Dreschen tödlich verunglückt sei. Als der Arzt dann die Nachforschungen anstellte, sei ihm hiervon auch nichts berichtet worden. Aber nur, weil man den Eltern des jungen Bauern keinen Schmerz zufügen wollte. Ich fragte den alten Knecht, ob nicht die Möglichkeit bestände, daß ein unbekannter Dritter, vielleicht ein fahrender Gesell oder so etwas, der Vater des Kindes wäre. Das verneinte der Alte dann ganz entschieden. Er sagte dazu, das Mädchen wäre immer ein blitzsauberes Ding und zu ihren Tagen ein ‚kapitales Stück von Frauenzimmer' gewesen."

Der Tierarzt schüttelte den Kopf.

„Herbert, deine Feststellungen sagen wenig. Was weiß der alte Knecht davon? Er erzählt dir ein Gerücht, wie es auf dem Lande schnell aufkommt. Das eine ist doch jedenfalls gewiß, daß das Mädchen beim Lesen der Zeitungsnotiz von der Hinrichtung des Mordbrenners plötzlich jene sonderbare Haltung einnahm. Wenn es aber wirklich so wäre, wie du glauben möchtest, so ist es doch wenig wahrscheinlich, daß das Mädchen die Namensangabe des Vaters nur verweigerte, weil es der Sohn ihrer Dienstherrschaft war. Vielleicht kann man das Gegenteil eher glauben. Wäre der junge Gutsbesitzer der Vater gewesen, hätte sie auf ihr Recht wohl nicht ohne weiteres verzichtet."

„Sieh, Schwager, da merkt man so recht, daß sich hier Arzt und Jurist gegenüberstehen. Gerade, weil es der Sohn ihrer Dienstherrschaft war, hatte sie einen zwingenden Grund, seinen Namen zu verschweigen. Ueberlege doch einmal die ganzen Umstände: Der junge Bauer ist kurz vor ihrer Entbindung tödlich verunglückt. Sie war wahrscheinlich in den Tagen dieses Unglücksfalles schon im Entbindungsheim. Ihre Beziehungen zu dem Bauern müssen, wie der alte Knecht auch sagt, wenigen bekannt gewesen sein. Nun gut! Wenn sie nun nach dem Tode des jungen Bauern mit der Behauptung aufgetreten wäre, der sei der uneheliche Vater des Kindes, was meinst du, welche Folgen hätten sich daraus ergeben müssen? Wäre aus dem — dem Fehl dann nicht eine Schande geworden? Bei all den Umständen ihrer so geheimgehaltenen Beziehungen hätte man ihr fraglos selbstsüchtige Absichten unterschoben. Er war tot, konnte sich also gegen falsche Behauptungen nicht mehr wehren. Wer hätte ihr denn geglaubt?"

Der Tierarzt wehrte ab.

„Herbert, du bist zu sehr Rechtsanwalt, um nicht auch aus fraglichen Argumenten ein tragfähiges Beweisgebäude konstruieren zu können. Deine Annahme birgt ja zwar einen sehr versöhnlichen Kern. Ja, sie könnte vollauf befriedigen und viele Zweifel bannen, wenn, ja wenn . . ."

„Was denn für ein wenn?"

„. . . wenn der Verdacht des Anstaltsarztes nicht doch mehr für sich hätte!"

„Wieso mehr? Also Rudolf, du hast dich in die tolle Idee schon so verrannt, daß für dich nichts anderes mehr sein kann, als der sagenhafte Roman vom Mordbrenner Schurff. Wie kannst du nur an diese scheußliche Geschichte glauben? Sagtest du mir denn nicht, daß sogar Dr. Grünewald als erster den Verdacht fallen ließ und Edith zur Wahl beglückwünschte?"

„Ja, das alles mag sein", entgegnete der Tierarzt gequält. „Aber wenn schon. Dr. Grünwald ist impulsiv. Als er Ediths Begeisterung sah, ihre große Freude, da — da ging das Herz eben mit ihm durch. Das ist alles. Wir haben später oft darüber gesprochen. Er machte immer ein sorgenvolles Gesicht, wenn die Sprache auf Gerhard kam. Nein, nein, Herbert, so gern ich deinen Feststellungen und ihren Folgerungen auch glauben möchte, es — es geht nicht mehr. Ich kann nicht mehr los davon. Einundzwanzig lange Jahre hat sich dies heimtückische Gespenst in meinem Hirn festgekrallt — und da, Herbert, da ist es groß geworden, so groß, daß es nicht mehr zu vernichten ist."

Der Rechtsanwalt nickte gedankenvoll.

„Ja, das stimmt, das ist schon selbständig geworden. Du denkst nicht mehr, sondern in dir denkt nur noch dieses scheußliche Gespenst. Das bestimmt ganz allein. Es wird nicht nur dich, es wird auch Gerd vernichten, Schwager. Bedenke das!"

„Herbert, es geht ja nicht darum, glauben wollen oder glauben mögen. Du meinst, Gerhard zu kennen. Ich habe nicht nur seine Handlungen beobachtet, mehr als das, ich habe in seinem Charakter geforscht. Und heute muß ich sagen: Er besitzt all die Veranlagungen, die ich zwangsläufig fürchten muß! Die hat er nicht aus seiner Umgebung, die hat er übernommen. Daran kann weder der Roman von dem Mörder noch die versöhnliche Geschichte von dem unglücklichen Bauern etwas ändern."

Rechtsanwalt Bandlow war aufgestanden. Er schritt langsam auf und ab. Dabei sah er traurig vor sich hin.

„Wenn ich jetzt so an die Jahre zurückdenke, als wir beide noch jung waren, Rudolf, dann kann ich es kaum glauben, daß wir beide es wirklich noch sind: die guten Freunde. Ja, das ist wohl war: Du warst immer schon zehn Jahre älter als ich. Als ich noch studierte, standest du als Stabsveterinär bei den 18. Dragonern in Parchim. Und als ich dann meinen Assessor baute, warst du bereits ein paar Jahre verheiratet. Jetzt bist du alt geworden, Rudolf, zu früh schon, will's mir scheinen. Hast einen grauen Kopf bekommen und so müde Augen. Armer Freund." Er legte seine Hand auf die Schulter des Tierarztes. „Wir sind doch weit auseinandergekommen. Mir ist es, als wären es dreißig Jahre. Du liebtest den Frohsinn nicht nur, du hattest ihn auch. Hast dich früh ausgegeben. Und das alles wegen des albernen, lächerlichen Verdachts eines unklaren Medizinérs! Jawohl, wehre dich nicht dagegen. Das ist doch wahr. Ich bin ärgerlich, daß du dich nicht losreißen kannst von dieser mehr als einfältigen Idee." Erregt stampfte der Rechtsanwalt durch das Zimmer. „Denke doch nicht nur an dich, bitte, denke auch an deinen Jungen. — Nein, in Wirklichkeit beschäftigst du dich gar nicht mit Gerd, sondern nur mit dem tollen Phantom und seinen Wirkungen auf deinen Namen. Vergißt du, daß du damit die Jugend tötest? Und wer gibt dir ein Recht dazu?"

„Nenne den Verdacht einfältig, Herbert. Aber halte mich doch nicht für so einfältig, daß ich ohne weiteres über die Idee gestolpert wäre. Wüßte ich nicht, daß du mein Freund bist und darum alles versuchst, mir Frieden und Ruhe zurückzugeben, müßte ich dich für einen schlechten Menschenkenner halten. Wenn du nun an den Verdacht Dr. Grünewalds nicht glauben willst, so verschanze dich doch nicht hinter der Erzählung eines einfachen Landmannes!"

Rechtsanwalt Bandlow sah seinen Schwager verständnislos an.

„Wir könnten stundenlang über das Thema reden und kämen doch nicht zum Ziel. Aber eine Zwischenfrage will ich noch stellen: Wenn das Mädchen nun tatsächlich zu dem Mordbrenner in Beziehungen gestanden hat, so muß sie doch wohl irgendeine Gelegenheit dazu gehabt haben. Aus den Kriminalakten geht hervor, daß der Mörder vagabundierte. Es ist nicht einmal festgestellt, ob er in der Hohen-Viechelner Gegend überhaupt gewesen ist. Glaubst du denn wirklich, auf dem Lande könnte es verborgen bleiben, wenn ein Dienstmädchen zu einem Landstreicher in so nahe Beziehungen tritt? Bitte, Schwager, Gerds Mutter war keine von den Frauen, die sich ohne weiteres wegwerfen. Wäre sie so eine gewesen, beständen über die Frage nach dem Vater des Kindes auch keine Rätsel! Bitte, darüber denke einmal nach, dann wird dir manches klar werden, was dir heute schleierhaft sein muß! Für meine Lösung besteht die größere Wahrscheinlichkeit. Sie allein entspricht dem Leben — der Verdacht des Arztes aber zeugt von einem völligen Verkennen aller tatsächlichen Umstände."

Der Tierarzt lächelte müde.

★

Sieben Wochen waren ins Land gezogen.

Gerd hatte in dem Wandergefährten einen Freund gefunden, der alles tat, das Rauhe der Landstraße zu mildern. Wenn seine Gespräche auch oft wüst klangen, so erkannte Gerd doch in allem den lebensbejahenden Unterton. Er ahnte, daß sein Kamerad schroffe Worte nötig hatte, um ein Herz voll Sehnen zu verbergen.

Sie waren durch die Lüneburger Heide gewandert, weiter durch die Niederungen Hannovers, über den Deister zur porta westfalica. Dann kreuz und quer durch herrliche Wälder und weite Ebenen des Münsterlandes. Jetzt kamen sie durch die Haltener Heide ins Industriegebiet, an die Ruhr.

Auf diesen Wanderungen war Stumpp aus sich herausgegangen. Er konnte lachen und singen und wußte so zarte, feine Geschichten zu erzählen, daß Gerd mehr als einmal verwundert den Kopf schüttelte. Diese Stimmungen paßten ganz und gar nicht zu dem robusten Menschen. Und bald hatte Gerd herausgefunden, welch tiefes Gemüt in dem unsteten Wanderer verborgen war.

Die fortgesetzten Reibereien mit den Gendarmen konnte Gerd allerdings nicht verstehen, dazu war er zu sehr an die Heimat und ihre bürgerliche Ordnung gebunden. Aber langsam dämmerte es auch ihm, daß die Zeit gekommen sei, da er sich nicht zu dieser Gesellschaft rechnen durfte.

„Wir sind Proleten", hörte er Stumpp oft sagen. Dabei war es Gerd aber, als kröche das scheußliche Elend über seinen Rücken und setze sich in seinem Nacken fest, um ihn zu ducken. Dann raffte er sich auf. Nur nicht unterliegen, nur kein Prolet, kein Mensch der Klasse sein. Kämpfer, harter, starker Kämpfer bleiben!

Aber dieses Sichaufraffen war nur Trotz. Immer öfter kamen die Stunden, in denen er ahnte, diesem Kampf nicht gewachsen zu sein. Er brauchte nur an die letzten Wochen zurückdenken.

Wieviel Unbilligkeiten hatte er hinnehmen müssen. Wie kalt und höhnisch waren die Polizisten ihm begegnet.

Stumpp war daher froh, als sie endlich das Ruhrgebiet erreichten. Gerd schien ihm für die Romantik der Landstraße nicht die richtigen Nerven zu haben. Trennen mochte er sich auch nicht von ihm, bevor sie nicht ein „Packende" in der Hand hielten, wie er die Arbeit nannte.

Aber je näher sie dem Ruhrgebiet kamen, um so weniger halfen alle noch so gedrechselten Reden, ihnen die Mahlzeiten zu sichern. Immer mehr blieben die Türen der Bauern verschlossen, nur ganz selten fanden sie eine alte Frau oder ein junges Mädchen, das sie ins Haus ließ. Das war für Gerd eine arge Enttäuschung. Wie ganz anders hatte er sich dieses Industriegebiet vorgestellt. Zwar machten die Riesenwerke mit den gewaltigen Schornsteinen und den feuerspeienden Hochöfen einen tiefen Eindruck auf ihn, aber sie konnten das Gefühl eines immer stärker werdenden Unbehagens nicht bannen.

Plötzlich überkam ihn eine Furcht, als er sich inmitten dieses unübersehbar verästelten Betriebes sah, in dem es donnerte und tobte, brüllte und zischte, als bräche die Welt zusammen. Nein, dieses Ruhrgebiet hatte er sich anders vorgestellt. Nicht diesen wahnsinnigen Lärm, der keine Musik war. sondern Dissonanz. Er wußte es von der Schule her, daß hier der Atem brülle, daß die Pulse nicht schlugen, sondern knatterten, aber dabei hatte seine Phantasie sich nicht diese Hölle vorgestellt! Nicht diese dumpfe Enge des Elends, aus der ihm Menschen entgegentorkelten. Menschen von großem, starkem Wuchs mit müdem, schleppendem Gang und traurigem Blick.

An einem regenschweren Nachmittag im August kamen sie über Recklinghausen und Herne in Bochum an. Der Regen machte die Luft so schwer, daß Gerd kaum atmen konnte. Dicke Nebelschwaden zogen durch die Straßen und legten sich beklemmend auf die Brust. Mißmutig schritt Gerd neben seinem Kameraden her, der ihm die großen Werke und Zechen zeigte. Gerd aber sah nur verrußte Häuser.

Er hatte Hunger. Die letzten Tage waren schmal gewesen. Als sie an einer Arbeiterwirtschaft vorüberkamen, blieb Gerd stehen. „Ich tu's nicht mehr. Komm, laß uns erst mal etwas essen."

Stumpp sah sich um.

„Auch nicht übel. Drüben ist ein Bäckerladen. Geh rüber und besorg uns Brot. Ich will das schöne Kind beim Schlächter mal ein bißchen anlachen, dann gibt sie uns sicher für wenig Geld viel Wurst. Wir treffen uns in der Wirtschaft."

Gerd nickte.

„Scheußliche Kneipe", brummte Gerd ärgerlich, als sie etwas später in der Wirtschaft an einem blankgescheuerten Tisch Platz genommen hatten und die schlechte Luft atmeten.

Stumpp schnitt die Wurst sorgfältig in Scheiben. Darauf verteilte er das Brot in ebenfalls gleiche Teile und schob Gerd seinen Anteil zu. Der Wirt brachte ihnen Bier. Stumpp trank erst einen Korn.

„Du bist hier im Kohlenpott, da mußt du dich an solche Kleinigkeiten schon gewöhnen. Ich sage ja immer: Nichts geht über die Natur im Freien. Aber ... na, wenn schon. Laß den Kopf nicht gleich hängen. Mußt endlich mal ein bißchen stabiler werden und dir nicht alles gleich so zu Herzen nehmen. Heute regnet es. Sag, wann sieht da eine Gegend einladend aus, he? Laß die Sonne mal wieder scheinen, und alles so beieinander sein, sag ich dir, dann lachen sogar die Dickköpfe hier."

Er wurde ernst. — „Uebrigens mußt du nicht vergessen, daß die Franzosen erst vor kurzem von hier abgezogen sind. Die Leute haben viel durchmachen müssen. Das muß man ihnen zugute halten. — Wir hätten es nicht anders hingenommen. Solch Schicksal macht mißtrauisch."

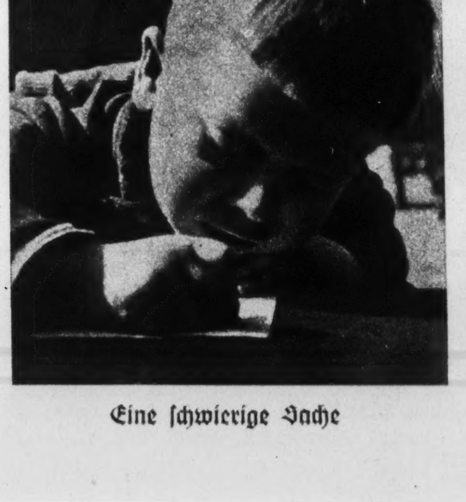
Gerd aß widerwillig.

„Einladend wirkt dieses Bochum gerade nicht, jedenfalls nicht diese Herner Straße", sagte Gerd bitter. „Aber die Landstraße bin ich auch leid. Mag ja alles recht schon sein, aber es gehört doch wohl eine Abenteurernatur dazu. Ich habe sie nicht". Er schüttelte den Kopf. „Wie ganz anders hat man uns auf der Penne davon erzählt. Aber wer hätte denn gedacht, daß eine Stunde so lang werden kann wie ein Jahr? Wochen wie Ewigkeiten! Nein, Stumpp, man muß das im Blut haben, sonst ist es nichts."

„Das ist ein wahres Wort. Du wirst nie ein ‚Kunde', dazu bist du in einem strengen bürgerlichen Hause aufgewachsen. Was so ein zünftiger Kunde ist, der spürt jede Gefahr unter den Fingernägeln. Ich walze nun schon an die acht Jahre und kann wohl sagen, daß ich mit der Polizei in der ganzen Zeit nicht so oft zusammengestoßen bin wie du in diesen paar Wochen. Man muß das spüren, was richtig ist oder nicht, sagen kann einem das keiner. Na, gut, Schwamm drüber. Mein System wirst du nie begreifen ..."

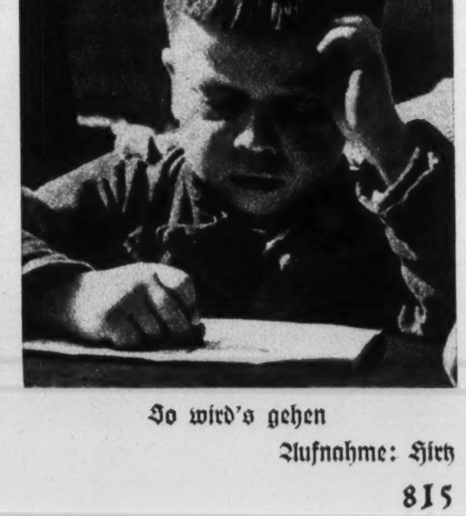
Er sah Gerd lange an, dann klopfte er ihm auf die Schulter.

„Nun mach kein so hilfloses Gesicht, das nutzt nichts. Etwas anderes will ich



Eine schwierige Sache

Was macht man da?



So wird's gehen

Aufnahme: Hirtz

dir sagen. Brause aber nicht gleich auf. Sieh zu, daß du ein anständiges „Packende" bekommst und dann wirf dich in „Kluft", verstehst du? Und dann sorge, daß du ein paar Taler auf die Seite legen kannst. In der Zwischenzeit setzt du dich hin und schreibst deinem Alten verschiedene vernünftige Briefe. Ohne Schmarren und süßes Tun, ganz offen und geradeaus, das zieht immer. Mach aus dem ganzen Dreh kein Brimborium, sondern überlege mit ihm, was am besten zu tun ist. Laß ein halbes Jahr über dies vergangen sein, dann sieht auch er den Fall nicht mehr so tragisch und wird dir den Sprung ins bürgerliche Leben wieder möglich machen. Du gehörst nicht unter die Proleten. Das muß ich doch am besten wissen. All deine Redereien vom Sozialismus und vom Menschentum sind ja sehr erbaulich, hören sich aber besser an, wenn du sie vom Klubsessel aus vortragen kannst. Hier riecht das zu sehr nach Heimweh, verstehst du? Aus dir allein wird so doch nichts! Rede nichts dagegen. Entweder machst du etwas aus dir und du bist ein Kerl oder du gerätst unter das Fußvolk und wirst ein Narr."

Damit schnitt Stumpp die Unterredung ab und aß weiter als hätte er nichts gesagt. Gerd wollte noch etwas erwidern, aber sein Kamerad lachte.

„Ich weiß schon, davon morgen mehr. Jetzt wollen wir erst mal eine Bleibe suchen, das ist jetzt wichtiger. Halte den Kopf hoch, sonst glauben die Leute, wir hätten etwas auf dem Kerbholz."

An einem Nebentisch saß ein älterer Arbeiter. Vor ihm stand Bier und Schnaps. Dösig starrte er die Getränke an. Stumpp stand langsam auf und setzte sich zu ihm. Schon nach wenigen Augenblicken kam er zurück.

„So, eine Schlafstelle habe ich für uns dicht gemacht. Scheint ein ordentlicher Kerl zu sein. Er will uns bei sich zu Hause unterbringen. Nimm die Brocken zusammen und dann komm."

Sie brachen auf. Gerd hatte sich vorstellen wollen, aber der Arbeiter schien kaum Notiz von ihm zu nehmen. Er führte sie durch verschiedene Geschäftsstraßen und wandte sich dann in eine kleine Nebenstraße, in der schmutzige Kinder auf dem Fahrdamm einen furchtbaren Lärm machten.

Gerd sah Stumpp unsicher an. Der zuckte mit den Schultern. Der Alte aber kümmerte sich nicht um sie, stapfte langsam voraus. Am Ende der Straße trat er in ein hohes Haus, in dem viele Familien wohnten. Fünf Treppen hoch. Endlich gelangten sie in eine kleine, niedrige Küche, wo eine dickaufgeschwemmte Frau am Kochherd saß. Drei junge Leute hockten am Tisch und spielten Karten. Dabei rauchten sie Zigaretten, die die Luft verpesteten. Einen Augenblick drehten sie sich nach den Eintretenden um, dann aber schienen sie sich um sie nicht mehr zu kümmern. Sie waren es gewohnt, daß Kostgänger kamen und gingen.

Gerd trat als letzter ein. Er rümpfte die Nase. Der Alte wandte sich an seine Frau, dabei zeigte er mit dem Daumen über die Schulter auf die beiden.

„Hast du noch eine Schlafstelle für die da?"

Die Frau musterte Gerd und Stumpp eine Weile, dann sagte sie, es sollte wohl vornehm klingen:

„Ich habe noch ein freundlich möbliertes Zimmer frei. Es wird für euch beide ausreichen."

„Kann ich das mal sehen?" fragte Stumpp.

„Vatter, geh mit ihnen nach oben und zeig sie das", wandte sie sich an ihren Mann.

Der murrte etwas Unverständliches in den Bart und winkte ihnen. Eine unmögliche Stiege führte auf den Dachboden. Sie traten in eine kleine, schräge Kammer, in der zwei eiserne Betten standen. Auch hier roch es nach billigen Zigaretten. Die Einrichtung war mehr als dürftig. Außer einem eisernen Ständer, auf dem eine arg mitgenommene, früher einmal weiß emaillierte Waschschüssel stand, waren nur noch zwei altersschwachee Stühle und ein kleiner Tisch vorhanden, auf dem eine Bierflasche mit einem Stück Kerze drin stand. An der Wand hing ein rauber, zerbrochener Spiegel, von Glanzkarten und kitschigen Frauenbildern umrahmt. Die Betten waren mit kariertem Zeug überzogen.

Für einen Augenblick mußte Gerd die Lider schließen.

„Pfui Teufel, so'n Dreck", stöhnte er leise.

Stumpp stieß ihn an, ruhig zu sein.

Darauf gingen sie wieder in die Küche, wo die Frau immer noch am Herd saß und Kaffee trank.

„Was soll die Kammer kosten?" fragte Stumpp.

„Das Zimmer liegt nach Osten raus", gab sie abwartend zurück.

Gerd zog die Schultern hoch.

„Dafür ist es auch sehr hoch gelegen."

Die Frau schien den Einwurf nicht zu beachten, sie fragte:

„Mit Loschie?"

„Was kostet alles komplett?" fragte Stumpp nochmals.

„Ich koche gut. Alle, die bei mir wohnten, schreiben mir heute noch Ansichtskarten. Achtzehn Mark muß ich haben, unter dem tu ich es nicht, und dann die Woche im voraus."

„Also gut, nehmen wir."

Schmunzelnd nahm die Frau das Geld.

„Vatter, bring sie nach oben und sieh nach, ob auch Wasser in der Schüssel ist. Warte, ich will dich ein Handtuch mitgeben." — —

Lange saß Gerd in der Kammer und starrte zum Fenster hinaus, daß Stumpp sofort geöffnet hatte.

„Dabei kann einem aber wirklich das bißchen Romantik abgehen. So eine Dreckbude nennt die Alte da unten auch noch ein freundlich möbliertes Zimmer nach Osten raus gelegen."

„Nun nörgle doch nicht schon wieder. Ich finde es hier sogar sehr bequem. Sieh mal an, für jeden einen teilweise noch ganzen Stuhl. Die Betten sind auch gar nicht so schlecht wie sie aussehen. Und, wie mir scheint, dürfen wir ganz allein drin schlafen und brauchen es nicht schichtweise mit andern Kostgängern zu teilen. Und dann, bitte, diese Aussicht hier!"

Er lachte ironisch, denn man konnte nicht weit sehen. Ueber der ganzen Stadt lag ein undurchdringlicher Nebel. Ein feiner Regen rieselte unablässig herab.

*

Schon am frühen Morgen zogen beide los. Vor dem Portal des „Bochumer Vereins", des größten Stahlwerks von Bochum, stand eine lange Schlange von Arbeitsuchenden. Stumpp rümpfte die Nase.

„Da scheint nichts los zu sein. Will mal einen fragen"

Er wandte sich an einen der Arbeiter. Der sah ihn lange mißmutig an.

„Bist woll erst zugereist, was? Na, denn schließ dich man solange hinten an, bis du schwarz bist. Glaub nur nicht, die hätten auf euch beide bloß noch gewartet."

„Komm!" stieß Stumpp Gerd an. „Hier ist nichts zu machen. Müssen schon früher als sieben Uhr kommen. Wollen es mal woanders versuchen."

So gingen sie von einem Werk zum andern, aber immer vergeblich. Am nächsten Tage warteten sie schon seit sechs Uhr vor dem Portal des „Bochumer Vereins". Stumpp hatte Glück. Er wurde einer Kolonne zugeteilt, aus der sich der Betriebsführer die tauglichsten Arbeiter aussuchte. Für Gerd hatte der Annahmebeamte nur ein ironisches Lächen.

„Keine Abkehrscheine?" war die Frage, die Gerd von allen entgegenscholl. „Dann treten Sie nur ab und lassen Sie die anderen vor!"

Schon nach drei Tagen bekam Stumpp seinen Einstellungsbescheid als Reparaturschlosser. Gerd hatte keine Arbeit bekommen.

„Laß den Kopf nicht gleich hängen", versuchte ihn Stumpp aufzumuntern. „Immer wieder dran längs, verstehst du? Einmal glückt es schon. Du hast keine vernünftigen Papiere, das war ja von Anfang an meine Sorge. Und ohne die gilt kein Prolet was. Hauptsache, daß ich schon untergekommen bin. Ich werde für dich schon eine ‚Maloche' finden.

Aber das war vergeblich gehofft.

Endlich, nach weiteren drei langen Wochen hatte Stumpp auch Arbeit für Gerd gefunden.

„Es ist zwar nichts Ideales, mußt du verstehen, aber besser ist besser, dachte ich."

„Natürlich, Gott sei Dank", unterbrach ihn Gerd ganz aufgeregt. „Wo ist es denn? Und wenn es sein muß, ich geh sofort hin!"

„Immer nach und nach. Nicht so himmelhoch. Das machst du immer ganz falsch. Einmal liegst du ganz unten auf der Erde und jammerst, und dann bist du wieder in allen Wolken. Man muß seine Gefühle eingepackt lassen, nicht immer so auf den Händen tragen, zum Begucken. Wirst noch oft eklig danebenhauen. Besonders den Proleten gegenüber mußt du sehr vorsichtig sein. Sage möglichst keinem, wer du bist und woher du kommst. Die wittern schon, daß du nicht ihresgleichen bist. Dann umgeben sie dich mit einem — sagen wir mal — mit einem Stück von Nimbus, der dir nichts schaden kann. Wenn es aber drauf und dran ist, dann gib es ihnen." (Fortsetzung folgt in Heft 25.)

Was können unsere Kinder werden?

Die Diät-Assistentin

Von Gerda Simons

Aufnahmen: Presse-Photo

Auf der großen Berliner Kochkunstausstellung hatte in diesem Jahr — wie schon im vorigen — die Diätküche des Augusta-Hospitals einen eigenen Stand, der beim Publikum sehr großes Interesse erweckte. Die wenigsten Menschen können sich unter „Diätkost" etwas vorstellen; sie kennen vielleicht die Haferschleimsuppe und den Kartoffelbrei und wissen im besten Fall, daß man bei dieser oder jener Krankheit auf diese oder jene Nahrungsmittel verzichten muß. Aber erst in den letzten 10—20 Jahren hat die medizinische Wissenschaft die Entdeckungen gemacht, auf denen die moderne Diätetik aufgebaut ist. Da ist zunächst die Erkenntnis, daß sehr sehr viele Krankheiten sämtlicher Organe letzten Endes Stoffwechselkrankheiten sind, die deshalb auch nur durch eine Beeinflussung des Stoffwechsels behoben werden kön-

nen. Die große Bedeutung der von unseren verschiedenen Drüsen erzeugten Hormone hat die Aufmerksamkeit auf die Beziehungen zwischen Hormonen und Nährstoffen gelenkt, schließlich haben Erfahrungen mit Ernährungsumstellungen, wie sie der Krieg zwangsläufig mit sich brachte und manche Forscher sie versuchsweise durchgeführt haben, unser Urteil über den Wert der verschiedenen Nahrungsmittel verändert und vertieft. So hat sich die Ernährungsphysiologie zu einem großen und vielseitigen Wissensgebiet entwickelt, dessen Erkenntnisse in der Diätetik ihre praktische Anwendung finden.

Die Bestimmung der Diät, d. h. einer, von der üblichen abweichenden Ernährungsweise, ist Sache des Arztes, aber er braucht die Unterstützung einer Frau, die nicht nur in der Lage ist, die Speisen richtig zuzubereiten, sondern die auf Grund ihrer Kenntnisse vom Nährwert der einzelnen Nahrungsmittel auch in der Lage ist, im Rahmen der Diätvorschriften einen Speisenzettel aufzustellen, der die ausreichende Ernährung des Patienten sichert. Da es sich um ein ganz junges Wissensgebiet handelt, das noch im Ausbau begriffen ist, müssen die Erfolge mit den einzelnen Diäten auch sorgsam beobachtet werden: immer wieder macht die verschiedene Wirksamkeit bei einzelnen Patienten Abwandlungen nötig. Der Arzt muß immer weiter forschen und experimentieren, und die Diätassistentin soll ihn dabei unterstützen. Deshalb wird auch ihr Beruf nicht in erster Linie als ein hauswirtschaftlicher aufgefaßt, sondern ist, wie es auch der Name andeutet, hinsichtlich der Gehaltsansprüche und der beruflichen Einordnung innerhalb der Arbeitsfront, dem der technischen Assistentin gleichgeordnet, die ja auch eine Mitarbeiterin des Arztes ist.

Während die Arbeit der technischen Assistentin sich vorwiegend im Laboratorium abspielt, ist der Arbeitsraum der Diätassistentin die Küche. Aber eine solche Diätküche unterscheidet sich in vieler Hinsicht von der gewöhnlichen Küche eines Krankenhauses oder Sanatoriums. Da gibt es keine großen Kessel, sondern statt dessen soviel kleine Töpfe und Pfannen, daß man eher an eine Lehrküche erinnert wird. Oder richtiger noch an einen großen Restaurationsbetrieb, wo die Gäste nach einer reichen Speisenkarte auswählen und vieles besonders für den einzelnen Gast zubereitet wird. In einer größeren Diätküche werden zunächst einmal die Mahlzeiten nach den Hauptkostformen hergestellt: da gibt es besondere Küchenzettel für fleischfreie Kost, Gallenschonkost, kochsalzarme Kost, kochsalz- und eiweißarme Kost, Diabetikerkost, Magenschonkost, flüssige und breiige Kost. Das sind aber nur die sieben Hauptthemen, die nun für einzelne Patienten noch mannigfache Abwandlungen und Kombinationen erfahren können. Es gehört also ein enormer Ueberblick dazu, so vieles nebeneinander zu kochen, und eine ganz große Gewissenhaftigkeit, um dafür zu sorgen, daß nun tatsächlich jeder Patient auch die für ihn richtige Zusammenstellung der Gerichte bekommt. Eine ganz besondere Kunst ist das Abschmecken, besonders solcher Speisen, die unter Vermeidung von Salz, Zucker und sonstigen Gewürzen zubereitet sind. Trotzdem appetitanregend zu kochen, ist die Aufgabe; da gilt es, in den oft enggesteckten Grenzen der ärztlich zugebilligten Nahrungsmittel erfinderisch zu sein. Mischungen und Zusammenstellungen vorzunehmen, die in keinem Kochbuch zu finden sind. Auf der Berliner Kochkunstausstellung gab es da einige Proben, die wirklich vortrefflich schmeckten, obwohl ihnen so manches fehlte, was der Durchschnittskoch für unentbehrlich hält. Für die Anregung des Appetits ist es bekanntlich wichtig, daß die Speisen nett angerichtet sind, also soll die Diätassistentin auch die Künste der „Feinen Küche" beherrschen und anwenden.

Das Kochen macht immer mehr Spaß und geschiebt mit mehr Liebe, wenn man weiß, für wen man kocht. Deshalb kann ja auch die beste Restaurationsküche die Konkurrenz mit Muttern nicht aufnehmen. Da, wo die Kost aber nicht nur schmecken und nähren soll, wo auch noch therapeutische Wirkungen von ihr erwartet werden, muß die Frau am Kochtopf natürlich ihre Esser erst recht kennen. Deshalb ist es z. B. im Augusta-Hospital — und vielleicht auch in den andern Diätlehrküchen — üblich, daß die Schülerinnen den Patienten selbst das Essen servieren und sich erkundigen, wie es geschmeckt hat und wie es bekommen ist. Auch die Küchenleiterin pflegt die Beziehung zu den Krankenpflegestationen und ihren Patienten.

Im Rahmen der modernen Medizin übt also die Diätassistentin einen recht verantwortlichen Beruf aus, und es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß es den führenden Medizinern auf dem Gebiet der Diätetik gelungen ist, für diesen Beruf eine staatliche Anerkennung und in Verbindung damit eine staatlich geregelte Ausbildung zu erwirken. Durch einen Erlaß des Reichsinnenministers vom 5. April 1937 ist die Ausbildung nur noch den staatlich anerkannten Diätlehrküchen gestattet, von denen wir z. Z. im ganzen Reich erst sieben besitzen. Je nach der Vorbildung ist die Ausbildung ein- oder zweijährig und schließt mit einer theoretischen und praktischen Prüfung ab, bei der dann der Ausweis als staatlich anerkannte Diätassistentin verliehen wird. Hat die Diätassistentin mindestens drei Jahre in einer größeren Diätküche gearbeitet und bewiesen, daß sie für mindestens 30 Personen selbständig zu kochen versteht, so kann sie beim Reichsinnenministerium unter Einreichung ihrer Zeugnisse die Anerkennung als Diätküchenleiterin beantragen.

Daß an die Vorbildung einer Diätassistentin gewisse Anforderungen gestellt werden müssen, ist im Hinblick auf ihre verantwortliche Zusammenarbeit mit dem Arzt selbstverständlich. Eine ausreichende Allgemeinbildung muß durch die Obersekundareife nachgewiesen werden, die menschlich-persönliche Reife erwartet man, wenn die eintretende Schülerin das 20. Lebensjahr zurückgelegt hat. Das erscheint für den Beginn einer Ausbildung spät, aber man muß bedenken, daß es sich hier um einen gehobenen Frauenberuf handelt, der bereits die Beherrschung der Küche voraussetzt. Für die Teilnahme am zweijährigen Lehrgang muß der Besuch einer staatlich anerkannten Haushaltungsschule und eine mindestens halbjährige Tätigkeit in einem Großküchenbetrieb nachgewiesen werden. Beides zusammen muß mindestens 1½ Jahre ausmachen. Das Schulgeld beträgt im ersten Lehrjahr 30,00 RM. monatlich, im zweiten Ausbildungsjahr 15,00 RM. monatlich.

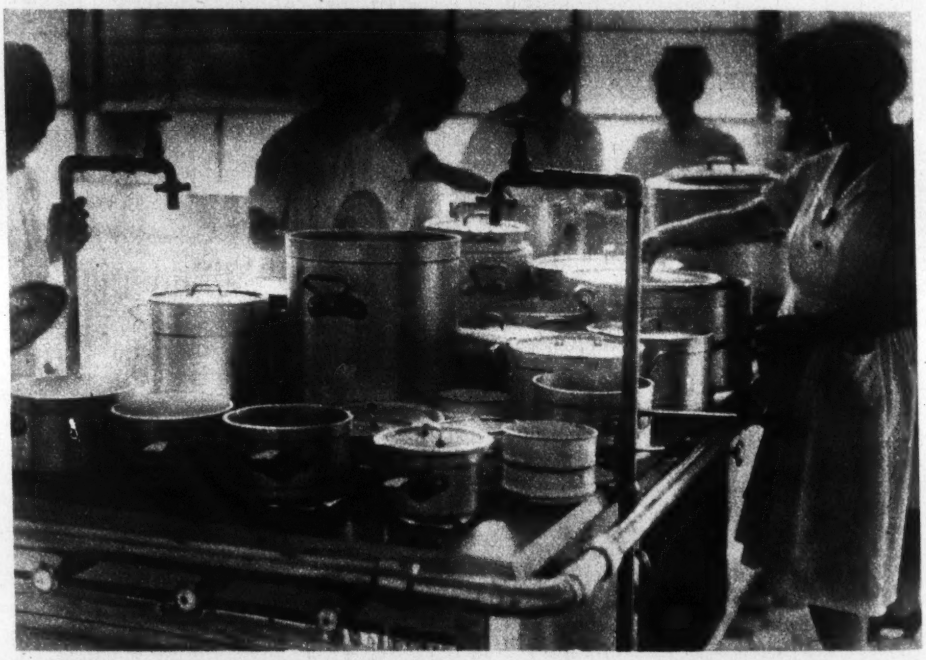
In den einjährigen Lehrgang werden aufgenommen: Gewerbelehrerinnen, Haushaltpflegerinnen und Menschen, die die Ausbildung in der Kranken- oder Säuglingspflege mit abschließendem Staatsexamen durchgemacht haben. Diese letzteren müssen aber außerdem ein Jahr eine Haushaltungsschule besucht oder ein Jahr in einem Großküchenbetrieb gearbeitet haben. Das Schulgeld beträgt monatlich 30,00 RM. Daß die Kenntnisse der Krankenpflege für die Diätassistentin sehr wertvoll sind, leuchtet ohne weiteres ein, es ist deshalb im zweijährigen Lehrgang auch ein dreimonatliches Praktikum auf einer Krankenpflegestation vorgesehen.

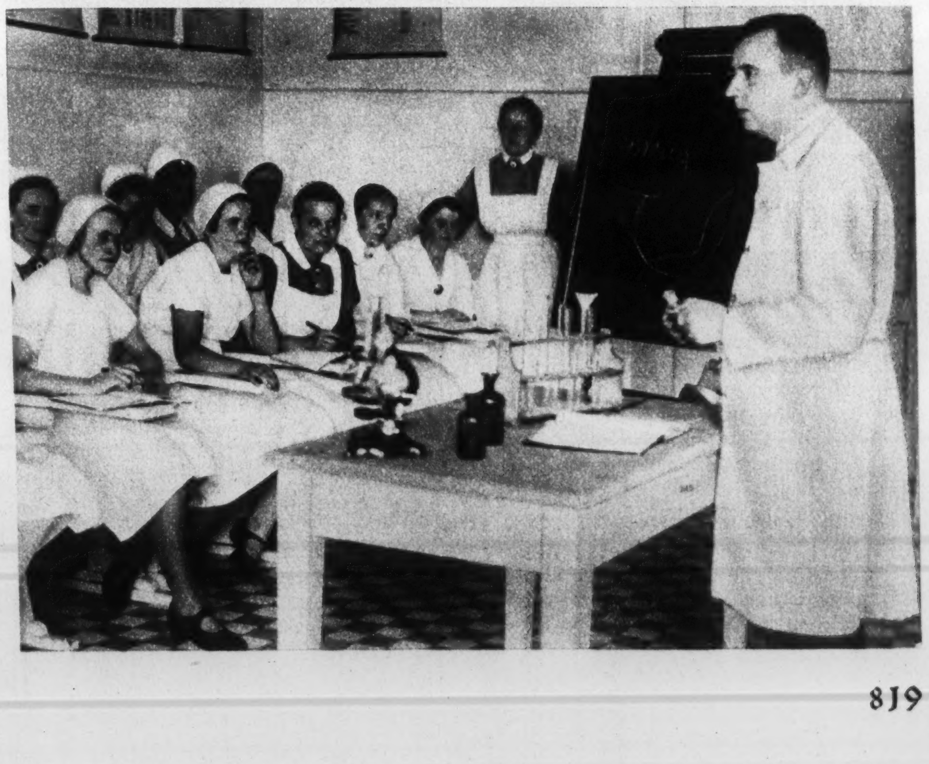
Neben der praktischen Ausbildung in der Diätküche spielen die theoretischen Unterrichtsfächer: Anatomie der Verdauungsorgane, Ernährungslehre, Allgemeine und spezielle Diätetik eine große Rolle; die Schülerinnen lernen außerdem die wichtigsten Stoffwechseluntersuchungen im Laboratorium kennen. Die Aufstellung von Speisezetteln für die verschiedenen Kostformen unter Berücksichtigung des Nährwertes, des Mineralsalz- und Vitamingehaltes und der Kosten wird gründlich geübt. Sehr vorteilhaft ist es für die Diätassistentin — sofern sie den Posten einer Diätküchenleiterin erstrebt —, wenn sie verwaltungstechnische Kenntnisse besitzt, Warenkenntnis hat, und etwas von ökonomischer Betriebsführung versteht. Auch Stenographie

und Schreibmaschine können ihr auf solchem Posten nützlich sein. Es gibt also manche Möglichkeit, die Jahre bis zur eigentlichen Berufsausbildung auszufüllen mit Tätigkeiten, die für die spätere Berufsausbildung ebenso wertvoll sind, wie für die Leitung eines eigenen Haushalts.

Die Aussichten in diesem jüngsten Frauenberuf sind sehr gut. Immer mehr Krankenhäuser gehen dazu über, Diätküchen einzurichten und es fehlt noch an geschulten Kräften, die die Leitung übernehmen könnten. Das kommende Krankenhausgesetz, das bereits in Vorbereitung ist, wird sogar den Krankenanstalten mit einer bestimmten Zahl von Diätpatienten die Einrichtung einer Diätküche und die Einstellung einer Diätküchenleiterin zur Pflicht machen. Wenn man auch annehmen kann, daß in Krankenhäusern mit geschlossenen Schwesternschaften zukünftig Schwestern für die Diätküchenleitung und auch als Assistentinnen ausgebildet werden, so bleiben doch noch viele Krankenanstalten und vor allem Sanatorien und Erholungsheime, die Bedarf nach ausgebildeten Kräften für die Diätküche haben. Eine ganz junge, aber sicher aussichtsreiche Unternehmung ist die Schaffung von Diätmittagstischen für Menschen, die im Anschluß an eine Krankheit noch eine Zeitlang diät essen müssen, oder auch für solche, die wegen eines chronischen Leidens dauernd auf Diätkost angewiesen sind. Nicht immer besteht die Möglichkeit, in der eigenen Häuslichkeit die rechte Diät herstellen zu lassen, und in den Großstädten gibt es viele Berufstätige, die ohnehin auf die Einnahme der Mittagsmahlzeit außer dem Hause angewiesen sind. Noch eine Erweiterung ihres Tätigkeitsgebietes kann sich die Diätküchenleiterin schaffen: durch Einrichtung von Beratungsstellen für Hausfrauen, die für irgendein Familienmitglied eine bestimmte Diätkost herstellen müssen. Denn einige Rezeptanweisungen — wie man sie hier und da schon bekommt — genügen nicht, solange die Hausfrau nicht weiß, worauf es bei der betreffenden Diät entscheidend ankommt.

Wie die Wissenschaft, der er seine Entstehung verdankt, so ist auch der Beruf der Diätassistentin und Diätküchenleiterin noch im Werden und im Ausbau begriffen; grade darin aber liegt sicher für manches junge Mädchen ein großer Reiz. Dieser Beruf, der hausfraulich und pflegerisch zugleich, im Dienst der Mitmenschen steht, ist in hohem Maße befriedigend und gibt wie wenige Gelegenheit, alle weiblichen Kräfte zu entfalten.





Die braune

Junge Mädchen, die durch die Krankenpflege ihrem Volke dienen und helfen wollen, daß durch nationalsozialistische Gesundheitsführung unser Volk immer stärker und widerstandsfähiger wird, können als Schwester eine große und schöne Lebensaufgabe finden.

Die innerhalb der Schwesternschaften der NS.-Volkswohlfahrt ausgebildeten Schwestern pflegen und betreuen nicht nur Kranke. Die Gesundheitserziehung nach nationalsozialistischen Grundsätzen liegt zu einem großen Teil in ihren Händen. Die Schwestern sollen bei den ihnen anvertrauten Volksgenossen Verständnis für die Maßnahmen des Staates zur Hebung der Volksgesundheit erwecken, in ihnen den Willen zur Erhaltung der Gesundheit stärken und durch rechtzeitigen Rat und entschlossene Hilfe drohenden Schäden an Leben und Gesundheit vorbeugen.

Die Zugehörigkeit zu einer großen Schwesterngemeinschaft, die sich über Klassen- und Konfessionsunterschiede hinweg in der nationalsozialistischen Weltanschauung zusammenfindet, gibt den einzelnen Schwestern das Gefühl der Geborgenheit und Sicherheit.

Vorbereitung:

Da Krankenpflegeschülerinnen nicht sofort nach ihrer Schulentlassung einberufen werden können, wird die Zeit von der Schulentlassung bis zur Einberufung als Schülerin am zweckmäßigsten durch eine Vorbereitungszeit ausgefüllt.

Hierzu dienen

1. die hauswirtschaftliche Lehre in den vom Deutschen Frauenwerk zugelassenen Lehrhaushaltungen mit der staatlichen Abschlußprüfung als „geprüfte Hausgehilfin";
2. das Land- oder Hauswirtschaftsjahr;
3. die bezahlte hauswirtschaftliche Arbeit in kinderreichen Haushalten, Kinder- und Mütterheimen, Schulen der NSDAP. und Krankenhäusern, die unter Leitung von Schwestern der NS.-Volkswohlfahrt stehen;
4. der einjährige Besuch einer BDM.-Haushaltungsschule;
5. die bezahlte landwirtschaftliche Arbeit in einer Landdienstgruppe des BDM.;
6. der Arbeitsdienst für die weibliche Jugend.

Mädchen, die aus Fabrik-, Handels- oder Bürobetrieben kommen, werden vor der Aufnahme als Schwesterschülerin in eine Vorschule einberufen, um dort hauswirtschaftliche Kenntnisse zu erwerben, soweit sie solche noch nicht nachweisen können. Die Ausbildung dauert hier ein halbes bis ein Jahr und ist kostenlos; Arbeitskleidung wird gestellt.

Voraussetzungen:

Aufgenommen werden als Schwesternschülerinnen Mädchen, die

1. hinsichtlich ihrer Abstammung den Voraussetzungen zur Erlangung des Reichsbürgerrechts entsprechen,
2. deutsche Staatsangehörige sind,
3. die erforderliche Leistungsfähigkeit für den Beruf, körperliche, charakterliche und berufliche Eignung besitzen,
4. unverheiratet,
5. politisch zuverlässig und
6. nicht vorbestraft sind,
7. über eine abgeschlossene Schulbildung verfügen,
8. Teilnahme am weiblichen Arbeitsdienst, am Landdienst des BDM. oder landwirtschaftliche Arbeit in einem Umschulungslager nachweisen können, oder hauswirtschaftliche Kenntnisse oder Erfahrung in Säuglings-, Wochen- oder Krankenpflege besitzen,
9. zu Beginn der Schülerinnenzeit das 28. Lebensjahr noch nicht überschritten haben,
10. sich verpflichten, nach abgeschlossener Schwesternausbildung mindestens zwei Jahre im Schwesternberuf tätig zu sein. Bei Verheiratung wird die Schwester von dieser Verpflichtung befreit.

Ausbildung:

Einberufungen in die Lehranstalten erfolgen zum April und Oktober jedes Jahres. Die Ausbildung dauert zwei Jahre und schließt mit der Prüfung als staatlich anerkannte Krankenpflegerin ab. Der Lehrplan umfaßt:

1. Anatomie, Physiologie, Pathologie, Bakteriologie einschließlich Einführung in die Grundbegriffe von Physik, Chemie und Biologie;
2. Psychologie und Pädagogik;
3. Arzneimittellehre;
4. Krankenpflege, einschließlich Säuglings- und Wochenpflege;
5. Ernährungslehre und Krankenkost;
6. Gesundheitsfürsorge, Organisation und Bedeutung der Volksgesundheitspflege durch Staat und Partei, Sozialversicherung und die hierfür ergangenen gesetzlichen Bestimmungen;
7. Unfallverhütung, Verwaltungslehre;
8. Geschichte der Medizin;
9. Geschichte der Krankenpflege und Berufsethik;

Schwester

10. Rassenkunde und Bevölkerungspolitik;
11. Nationalpolitischer Unterricht;
12. Turnen und Schwimmen, dazu täglich zehn Minuten Morgengymnastik.
    Stenographie und Maschineschreiben sowie Instrumentalmusik sind Wahlfächer.

Verpflegung, Unterkunft und Dienstkleidung werden gestellt. Im ersten Lehrjahr ist lediglich ein Schulgeld von 25,— RM. pro Monat (300,— RM. insgesamt) zu zahlen. Stipendiumanträge werden weitestgehend berücksichtigt.

F o r t b i l d u n g :

Nach Ablegung des Staatsexamens kann sich die junge Schwester je nach Wunsch und Eignung besonderen Tätigkeitsgebieten zuwenden.

Schwestern, die in der vielseitigen Gemeindearbeit, in der Erziehung unserer Volksgenossen zum Nationalsozialismus und zur gesunden Lebensführung ihren Lebensinhalt sehen, werden in die NS.-Schwesternschaft (braune Tracht) aufgenommen.

Diejenigen Schwestern, die sich einer Arbeit in Krankenanstalten oder Heimen widmen wollen, schließen sich der Freien Schwesternschaft der NSV. (blaue Tracht) an.

Nach einjähriger Tätigkeit als Anwärterinnen werden die Schwestern Vollmitglieder der NS.-Schwesternschaft oder der Freien Schwesternschaft der NSV.

Allen Schwestern wird in gewissen Zeitabständen Gelegenheit geboten, an Fortbildungskursen und Schulungslehrgängen teilzunehmen und sich fachlich und weltanschaulich weiterzubilden. Auch besteht die Möglichkeit zur Ausbildung als Säuglingsschwester, Operationsschwester, Hebammenschwester, Diätküchenleiterin usw.

Aus den b e w ä h r t e n Gemeindeschwestern werden sich im Laufe der Zeit die führenden Schwestern der NS.-Schwesternschaft, die Gauvertrauensschwestern, die Gaumutterhaus-Oberinnen, heranbilden. Aus den tüchtigen Krankenhausschwestern werden die Gausachbearbeiterinnen der Freien Schwesternschaft der NSV. und die Oberinnen der Krankenhäuser hervorgehen.

B e s o l d u n g :

Die Schwestern erhalten neben vollkommen freiem Lebensunterhalt, Wohnung, Heizung, Licht und Wäschereinigung ein monatliches Taschengeld, das sich nach den Dienstjahren abstuft und zwischen 35,— RM. und 65,— RM. liegt.

Schwestern in Sonderstellungen, z. B. Gemeindeschwestern, Operationsschwestern, Hebammenschwestern usw., sowie alle leitenden Schwestern erhalten einen Leistungszuschlag.

Beide Schwesternschaften übernehmen für ihre Schwestern die gesamten sozialen Abgaben und stellen die Dienstkleidung.

Ausreichende Freizeit soll der Erhaltung der Lebensfreude und der Arbeitskraft dienen. Die Schwestern und Schülerinnen erhalten jede Woche einen ganzen freien Tag, der ganz oder geteilt genommen werden kann. Vollschwestern haben Anspruch auf einen Jahresurlaub von vier Wochen, Schülerinnen auf einen solchen von zwei Wochen.

Die Vollschwestern beider Schwesternschaften erhalten bei dauernder Arbeitsunfähigkeit und im Alter neben der ihnen nach den Bestimmungen der Reichsversicherungsordnung zustehenden gesetzlichen Rente eine Zusatzrente. Die Beiträge für diese Alters-(Invaliden-)versorgung werden von den Schwesternschaften getragen. Ein Anrecht auf die zusätzliche Leistung tritt nach fünfjähriger Zugehörigkeit als Vollmitglied ein.

Die zusätzliche Altersrente soll der Schwester einen sorgenlosen Lebensabend sichern und den Dank der Volksgemeinschaft für das opfervolle Leben der Schwestern im Dienst am Volk zum Ausdruck bringen.

M u t t e r h a u s :

Die NS.-Schwesternschaft und die Freie Schwesternschaft der NSV. sind nach den Grundsätzen eines nationalsozialistischen Mutterhaus-Systems aufgebaut. Die Mutterhäuser liegen in landschaftlich schönen Gegenden Deutschlands. Hier soll die Schwester „Heim und Familie" finden. Erholungsbedürftige Schwestern ruhen hier aus und finden neue Kräfte für neue Arbeit. Die Mutterhäuser bieten den Schwestern Gelegenheit, ihren Lebensabend in der Schwesterngemeinschaft zu verbringen. Jedoch kann sich die Schwester auch dafür entscheiden, im eigenen Heim oder bei Angehörigen zu wohnen, da die zusätzliche Altersversorgung die Möglichkeit dazu gibt.

Auskunft über den Eintritt in die Schwesternschaften der NSV. erteilen alle Dienststellen der NS.-Volkswohlfahrt und des BDM.

Silberfüchse sind sehr scheu. Obwohl sie ihren Wärter kennen, halten sie sich stets sprungbereit

Der Pelztierzüchter

Von Hans Hajek

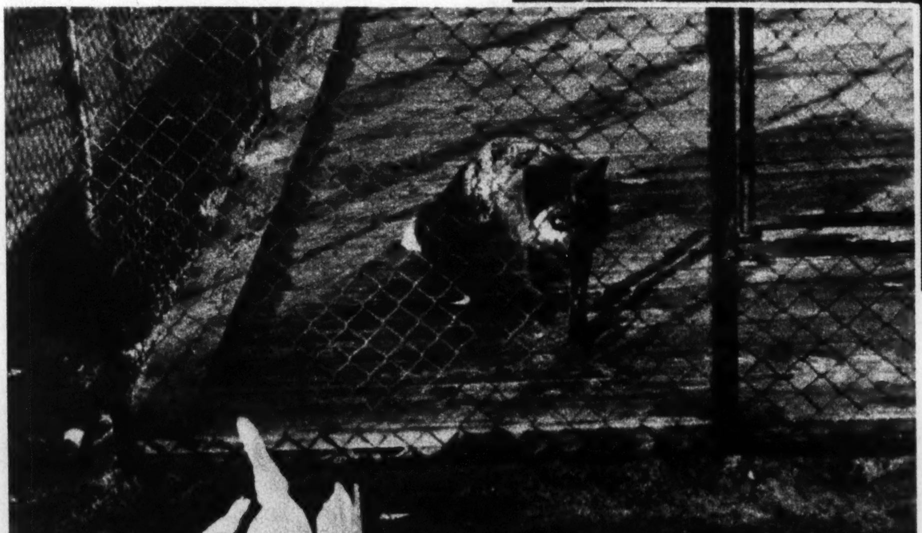
Aufnahmen: Dr. Weskamp

Sein Beruf ist einer der jüngsten und neuesten in Deutschland; und auch sonst in der Welt blickt er nirgends auf ein ehrwürdiges Alter zurück . . . es sei denn, daß wir den Besitzer einer Schafherde und den Kaninchenzüchter mit hereinnehmen, was wir hier aber nicht wollen. Freilich spielen zahme Haustiere, vor allem das Schaf, die Ziege, das Fohlen, aber auch die Katze und eben das Kaninchen, halbwilde Tiere wie das Ren, das Guanako usw. eine ganz beträchtliche Rolle als Pelzlieferanten. Der Schafpelz ist seit biblischen Zeiten der Pelz des Hirten und des Bauern; der Fohlenpelz ist vor einigen Jahren geradezu „große Mode" gewesen und ist mit Recht immer noch beliebt; das Kaninchen vollends ist jenes Universalvieh, aus dem sich mit genügend Erfahrung und Fleiß so ziemlich alle anderen Pelzarten zurechtzüchten, -scheren und -färben lassen. Trotzdem allen denken wir bei dem Pelztierzüchter als an den Sachverständigen, der Tiere, die ansonsten „wild" oder richtiger: in der freien Natur leben, eigens für die Verwertung ihrer Felle heranzieht. Was aber dieses Pelz w i l d angeht, so wurde es bis vor kurzem ausschließlich von Jägern und Fallenstellern, Trappern und Indianern erbeutet, für die Bedürfnisse des Welthandels vornehmlich in Kanada, in Alaska, in Sibirien. Und auch heute noch wird die Hauptmenge an Pelzwild so zustandegebracht. Wie romantisch nun aber auch (in diesbezüglichen Romanen) das Jäger- und Trapperleben ist, wie hohe Preise für Edelpelze auch bezahlt werden: alle primitive Jagd,

und in so abgelegenen Gegenden ist zunächst n u r primitive Jagd möglich, ist ihrem Wesen nach Raubbau. Je größer also die Nachfrage nach einer bestimmten Pelzart, desto größer auch die Gefahr, daß das betreffende Wild der Ausrottung nahe gebracht wird. Die N a t u r hilft sich gegen diese drohende Gefahr eine Zeitlang vielleicht so, daß die Tiere vorsichtiger und scheuer werden, daß sie sich in immer unzugänglichere Schlupfwinkel zurückziehen; die K u l t u r muß gegen die von ihr selbst verursachte Schädigung mit Naturschutzgesetzen, jagdlichen Schonzeiten und Schaffung von Rückzugsgebieten (Reservationen) einschreiten.

Hier liegt der Anstoß zu den Versuchen, Edelpelztiere in Farmen zu z ü c h t e n. Kanada hat damit schon in den 80er Jahren begonnen, später haben die Vereinigten Staaten, dann die Schweiz, Rußland, Norwegen, in der Nachkriegszeit das Deutsche Reich und Oesterreich die Sache aufgenommen. Viele viele Mißerfolge und Enttäuschungen hatten die ersten Züchter in zwei Jahrzehnten mählich sachverständig werden lassen; als aber 1910 die Silberfuchsfelle aus Zuchtfarmen auf dem Londoner Pelzmarkt erschienen und je Balg bis zu 10000 Mark brachten, gab es ein gewaltiges Aufsehen. In USA besonders begann eine wahre

Ein neun Monate alter kanadischer Silberfuchs



Lauernd schleicht der Silberfuchs heran, gierig funkeln seine Augen aber es ist vergebene Mühe . . .

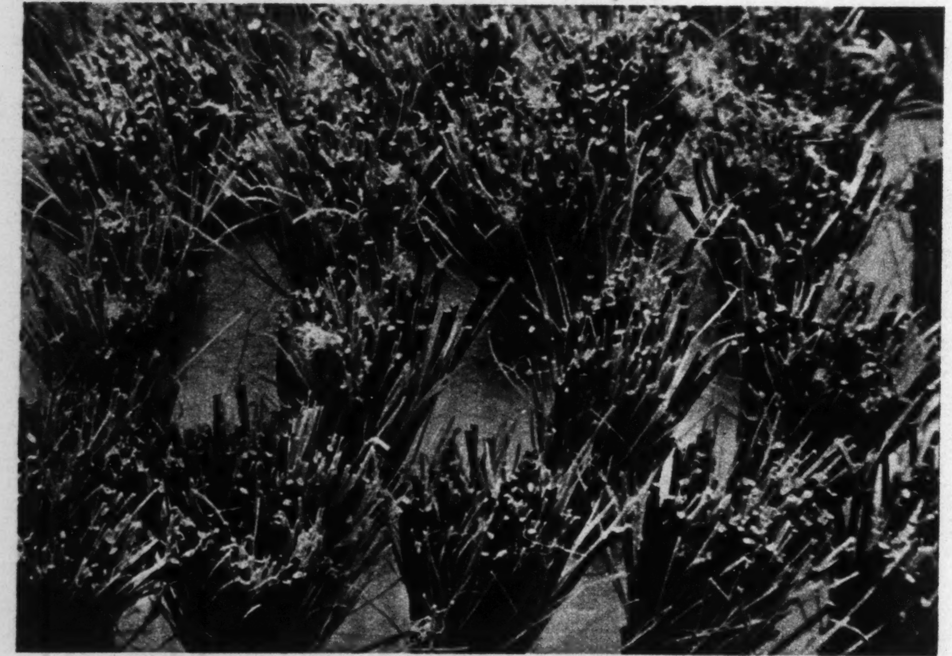
Gründungswut neuer Farmen und dadurch veranlaßt wieder eine Börsenhausse in Zuchttieren, die bis zu 10000 und sogar 20000 Dollars je Paar erzielten! Es ist selbstverständlich, daß diese rein spekulativen Gründungen, ohne Sachkenntnis, Verantwortungsgefühl und Kapital nur mit der Hoffnung auf schnellen großen Gewinn bewerkstelligt, zu Zusammenbrüchen führen mußten. Das Vertrauen des Pelzhandels auf die Güte der aus Farmen gelieferten Felle wurde gründlich erschüttert. Aus z. T. anderen Ursachen (Not, verzweifelte Versuche, sich eine Existenz zu schaffen, himmelblaue Romantik) sind in der deutschen Nachkriegszeit ähnliche Mißgriffe gemacht worden. Hier kam es aber nicht zu solcher Verwirrung, weil ein deutscher Zoologe, Professor Demoll-München, von Anfang an seine wissenschaftliche Erfahrung für die Sache der deutschen Pelztierzucht einsetzte und weil die erste

deutsche Silberfuchsfarm, in Hirschegg-Riezlern, unter seiner Aufsicht sich entwickelte. Die großen und planlosen Dummheiten wurden bei uns also nur von Außenseitern gemacht, die von selbst wieder verschwanden. Denn: Klima, Absatzverhältnisse, der Stand gesammelter und geordneter Erfahrungen, das alles ist zwar in Deutschland durchaus günstig für die Pelztierzucht; es berechtigt aber keineswegs zu der Illusion, man könne sich mit einem Zuchtpaar sozusagen eine Existenz gründen! Wenn nicht genug Geld zum Abwarten des Erfolges und zur Ueberwindung unausbleiblicher Rückschläge vorhanden ist, wird man die Pelztierzucht zunächst nur als Nebenbetrieb an eine geeignete Siedlertätigkeit oder an einen andern landwirtschaftlichen Beruf anschließen können. Der Reichsnährstand, dem die Organisation der deutschen Pelztierzüchter unterstellt ist, fordert daher mit Recht für die Sonder-Ausbildung eine allgemein-landwirtschaftliche Vorlehre. Dann folgt die eigentliche zweijährige Lehre bei einem anerkannten Lehrmeister. Nach Ablegung der Gehilfenprüfung für Pelzzucht und sechs Jahren Gehilfenzeit (in die aber Arbeitsdienst und Heeresdienst voll eingerechnet werden). kann man sich um die Zulassung zur Meisterprüfung bewerben. Vorher ist noch ein zweimonatiger Pelzzuchtlehrgang durchzumachen. Durch so planmäßige und genaue Ausbildung sollen ungeeignete Elemente aus dem zukunftswichtigen und verantwortungsvollen Beruf ferne gehalten werden. Das aber ist gerade bei dem rapiden Wachstum der Zahl unserer deutschen Betriebe und für den gesunden Ausbau des einzelnen in sich wachsenden Betriebs unbedingt notwendig. Der Zuchtleiter und Fütterer ist überall die Hauptperson, sagt ein Sachverständiger. Was das für einen neuen Beruf bedeutet, ergibt sich aus der Tatsache, daß die Zahl der deutschen Pelzzuchtbetriebe von 1074 im Jahre 1931 auf 2012 im Jahre 1934 (die letzten mir vorliegenden Zahlen) angewachsen ist!

Die wirtschaftlichen Grundlagen und die Arbeitsweisen einzelner Farmen sind sehr verschieden, je nach dem sie als Haupt- oder als Nebenbetriebe geführt werden, je nach dem welche Peltiere sie züchten, welche Mittel dem Einzelnen zur Verfügung stehen usw. Die Farm kann sich mit der planmäßigen Zucht guter Jungtiere und deren Weiterverkauf an andere Züchter befassen — solche reine Zuchtbetriebe spielen heute in Deutschland die wichtigste Rolle; oder die Farm kann sich der Balgverwertung zuwenden, also dem eigentlichen Zweck aller wirtschaftlichen Pelztierzucht, — solche Betriebe sind heute noch in der Minderzahl, da es zunächst ja auf den Ausbau der Zuchtfarmen ankommt. Zur Begründung und zum Ausbau eines Betriebs ist neben genügend Geld vor allem das züchterische Verständnis notwendig, das zwar in der Lehre entwickelt und während der Gehilfenzeit vertieft werden kann, das auch der Meister immer von Jahr zu Jahr verfeinern wird, das aber doch gewisse Grundlagen voraussetzt. Tierliebe und gute naturwissenschaftliche Beobachtungsgabe müssen unbedingt vorhanden sein, wenn jemand Pelztierzüchter werden will. Daß aber auch eine allgemein naturwissenschaftliche Interessenrichtung und die entsprechende Intelligenz dazu gehört, versteht sich von selbst. Wie bei jeder Tierpflege ist auch hier peinlichste Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit, gewissenhafteste Reinlichkeit vonnöten. Unerschöpfliche Geduld, ein nie ermüdender wissenschaftlicher Sinn und eine tüchtige Portion Verständnis für die so vielfältigen Erfordernisse der Praxis werden darüber hinaus dem Züchter unentbehrlich sein. Die Forderungen, die der Beruf an eine gute und wetterfeste Gesundheit stellt dürften zum mindesten nicht unterschätzt werden. Empfindliche, zu Infektionen neigende, nervöse Personen sollten lieber nicht Pelztierzüchter werden. Da es sich ja bei den meisten Pelztieren um kleine Raubtiere handelt, ist auch Mut und eine gewisse Geschicklichkeit im Umgang mit ihnen nicht überflüssig.

Unter den gezüchteten Pelztieren stand bis vor kurzem auch in Deutschland der Silberfuchs (eine Abart unseres deutschen Meister Reinecke) weit voran; in den letzten Jahren haben sich bei uns die Nutria-Farmen (Nutria = Biberratte, Sumpfbiber) in den Vordergrund geschoben. Neben diesen beiden Tieren werden noch in erheblichen Mengen Nerze, dann auch Waschbären und Skunks gezüchtet. Da diese Tiere ja nach ihrer Heimat und ihrer Lebensweise sehr verschieden sind (die Silberfüchse z. B. sind fleischfressende Räuber aus Alaska und Kanada, die Nutrias stammen aus den gemäßigten und subtropischen Gebieten Südamerikas: aus dem Gran Chaco, aus Uruguay, aus Patagonien und sind Pflanzenfresser, die zu ihrem Wohlergehen unbedingt Wasser brauchen), wird sich jeder Betrieb auf eine bestimmte Tierart spezialisieren. Das gilt natürlich auch für den Züchter, darf ihm aber den Blick nicht verengen. Es kommt für ihn alles darauf an, den Tieren ein möglichst großes Wohlbehagen und ähnliche Verhältnisse wie in der freien Natur zu schaffen, sie aber doch erfolgreich am Ausbrechen zu verhindern und wirtschaftlich zu arbeiten — ein Kapitel, das besonders in der Futterbeschaffung eine Bedeutung hat. Für das alles ist für den angehenden Züchter viel praktischer Sinn nötig, will er sich später selbständig machen, was ja bei weitaus den meisten deutschen Pelztierzüchtern das erstrebte Ziel ist, wenn sie nicht sogar damit beginnen und auf der väterlichen Farm lernen können, dann wird auch die für den Erfolg höchst wichtige „Personalfrage“ zu lösen sein. Das will sagen: der künftige Pelztierzüchter wird nicht allein sich selbst zum tüchtigen Zuchtmeister und Fütterungssachverständigen, zum erfindungsreichen Techniker in der Anlage künstlicher Höhlen usw. heranbilden, er wird auch nach einer für seine Arbeit mitbegeisterten und praktisch tüchtigen Frau Ausschau halten. Denn die Damen, für deren modische Erscheinungen die Edelpelze schließlich bestimmt sind, passen in den allerseltensten Fällen dazu, bei der Zucht und Haltung der Pelztiere nützlich Hand anzulegen. Schon hier werden sich eben die Aufgaben von einander scheiden: die des Züchters, der abseits großer Städte immer bessere Jungtiere heranzieht, und die des Pelzverwerters, der auf den internationalen Märkten Leipzig und London genügend Bescheid wissen muß, seine „Erzeugung“ den Erfordernissen der Moderichtung anzupassen und die dazu nötigen Tips an den Züchter weiterzugeben.

Preisaufgabe!



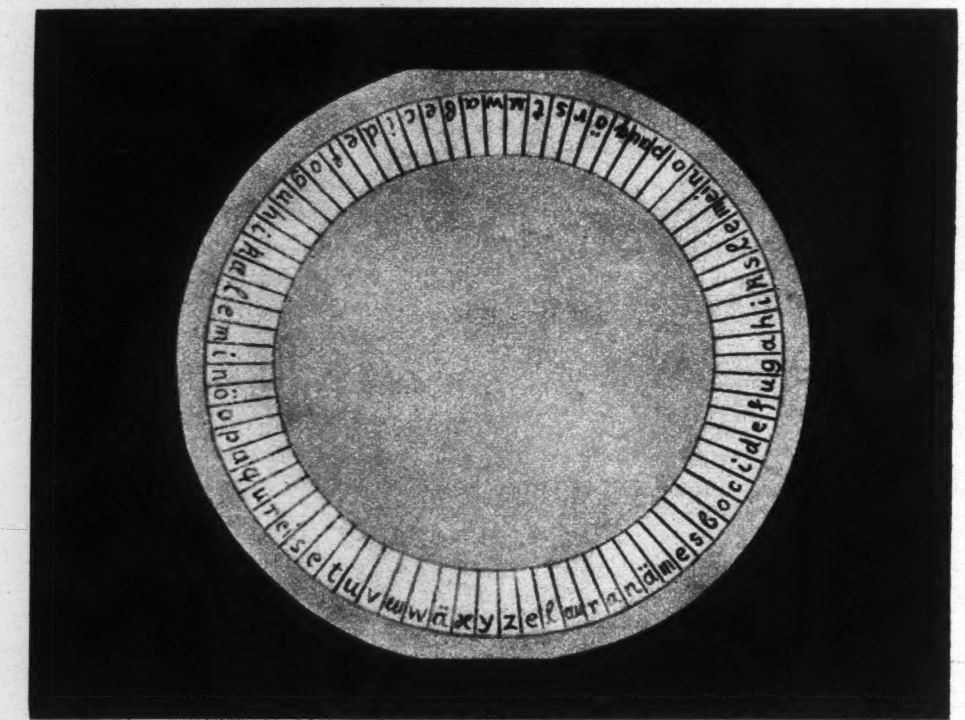
Die vorige Preisaufgabe hat euch wohl viel Kopfzerbrechen gemacht, aber ich bin sicher, daß die meisten von euch die richtige Lösung gefunden und eingesandt haben. Damit ihr nun nicht aus der Uebung kommt, gebe ich euch eine neue auf. Ihr sollt diesmal feststellen, was dieses Foto darstellt. Ein Kniff steckt wieder mal dahinter, aber ich verrate euch, daß es sich nicht um eine sogenannte Trickaufnahme oder um eine Fotomontage handelt. Es geht hier alles mit rechten Dingen zu, so daß ihr das Rätsel schnell lösen werdet. Schickt auch diese Lösung wieder an die *„Kinderwarte"* der *„Reichs-Elternwarte", Berlin SW 19, Wallstraße 17/18,* ein und zwar so frühzeitig, daß sie am *15. November 1937* in Berlin eintrifft. Von den eingehenden richtigen Lösungen werden dann wieder 7 Stück mit Preisen ausgezeichnet und zwar setze ich aus: 1 Preis zu 10,- RM., 1 Preis zu 5,- RM. und 5 wertvolle Bücherpreise. Ich bin überzeugt, daß auch hier das Los entscheiden muß, wem diese Preise zuerkannt werden sollen. Fügt eurem Briefe aber eure genaue Anschrift bei und gebt mir auch euer Alter an und welche Schule ihr besucht. Wie ich voriges Mal schon sagte, ist es auch hier Ehrensache, daß ihr die Lösung ohne fremde Hilfe findet. Die Namen der Preisträger gebe ich im Heft 26 bekannt. Und nun viel Spaß. Euer Fritz.

Kinderwarte

Wortgestaltung

Die Kinder müssen zunächst lernen, Worte aus Buchstaben zusammenzusetzen. Die nach den sprachlichen Regeln richtige Zusammensetzung ergibt die Wortgestalt. Am besten lernen es die Kinder spielend. Wenn sie beim Spiel ihr Interesse der Einhaltung der Spielregeln zuwenden, werden unbewußt alle Hemmungen ausgeschaltet, die aus scheinbaren Schwierigkeiten entstehen könnten. Ein unbefangenes Kind lernt leicht und gern. Ein Wortzusammensetzspiel kann man sich ohne besondere Mühe selbst herstellen. Man zeichnet sich eine ausreichend große Scheibe auf einem Papierbogen auf, die durch einen Ring nach außen abgeschlossen wird. Der Ring ist in möglichst viele schmale Felder zerlegt. In die Felder werden ganz willkürlich die Buchstaben des Alphabets mehrfach eingetragen, wobei zu beobachten ist, daß die in der deut-

schen Sprache häufigsten Buchstaben drei- bis viermal öfter vorhanden sind als die seltenen. Gibt man der Scheibe einen farbigen Abschlußrand und ein gleichgefärbtes Mittelteil, so wird der Spielplan schmuck aussehen. Zum Spiel gehören nun für jeden Mitspieler kleine Spielfiguren, die sich voneinander unterscheiden. Ein Nagel, von unten durch ein Stück farbige Pappe gesteckt, genügt schon. Weiter gehören zum Spiel ein Würfel, für jeden Spieler einen Bleistift und zwei Blatt Papier, von denen das eine in schmale Streifen zerschnitten wird. Die Kinder setzen nun ihre Spielfigur auf ein Buchstabenfach nach Belieben. Es wird nun reihum gewürfelt, nachdem man den Buchstaben seines Anfangsspielfeldes auf dem Blatt Papier aufgeschrieben hat. Die Augenzahl jedes Wurfes bestimmt, wieweit der Teilnehmer seine Spielfigur nach links oder rechts rücken darf. Der Buchstabe des Spielfeldes, das er erreicht, muß wieder auf den Zettel geschrieben werden. Durch das Reihum-Würfeln erhält jedes Kind auf seinem Zettel eine Anzahl von Buchstaben, aus denen es Worte bildet. Jedes gebildete Wort wird auf einen der schmalen Papierstreifen geschrieben und in die Mitte des Spielplans gelegt. Die in dem Wort enthaltenen Buchstaben werden auf dem Zettel ausgestrichen. Wer zuerst seine sämtlichen Buchstaben durch Wortbildungen losgeworden ist, schreibt sich als Gewinnpunkte so viele auf wie bei seinen Mitspielern noch unverbrauchte Buchstaben auf ihren Zetteln stehen. Dazu zählt er noch für jeden Zettel, den er in die Mitte des Spielplans gelegt hat, zwei Gewinnpunkte. Dann beginnt das Spiel von neuem.



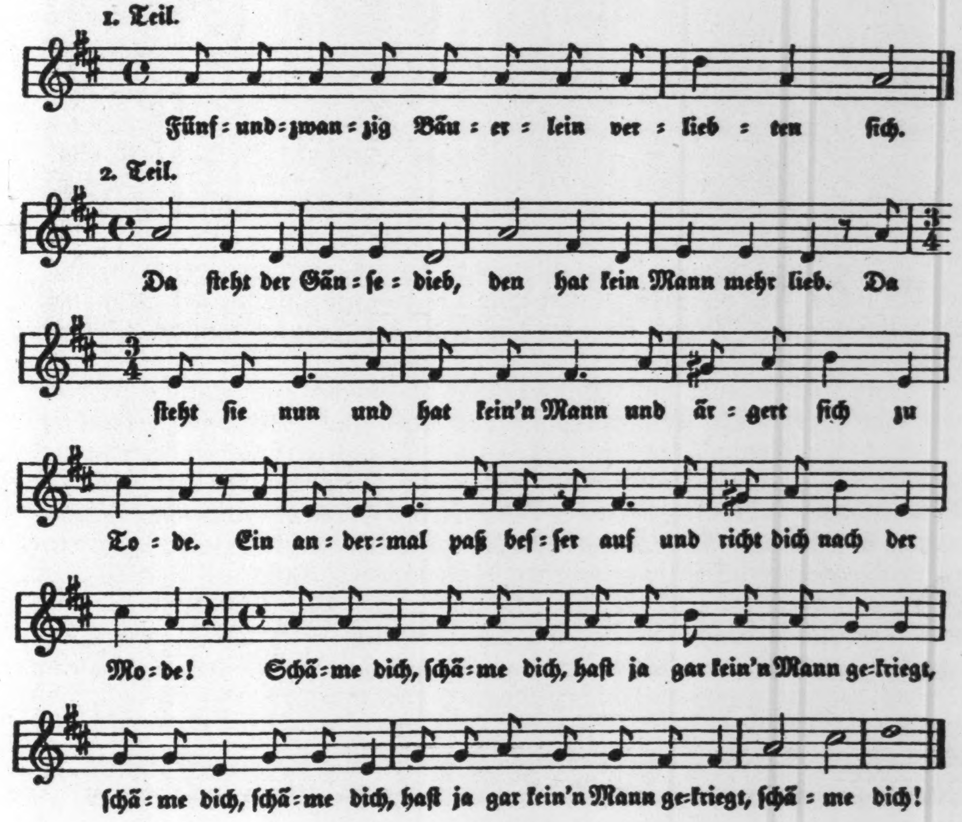
Die Höhe der Gewinnpunkte, die der Sieger erreichen muß, wird vorher ausgemacht.

Bei diesem Spiel wird die Aufmerksamkeit und der Eifer des Kindes sehr angeregt. Sie lernen außerdem, ohne es selbst zu bemerken, lesen und schreiben. Die Wortgestaltung wird ihnen dann keine Schwierigkeiten mehr machen.

Ursula Scherz

Ein lustiges Neckspiel für die Mädchen

Wieviel Mädchen sind da? — Neun! Das paßt ja gerade, denn es muß für dieses Spiel eine ungerade Zahl sein. Wir fassen uns bei den Händen und bilden einen Kreis. Bei dem ersten Teil des untenstehenden Liedes hüpfen wir herum, und immer zwei und zwei fallen sich bei dem Worte „sich“ um den Hals. Da neun Mädchen mitspielen, muß eins übrigbleiben. Hanni ist es! Wir bilden schnell einen dichten Kreis um sie, zeigen und drohen mit dem Finger und singen das Lied zu Ende. Von den Worten „Schäme dich“ an, begleiten wir unser Singen durch Händeklatschen. Dann beginnt das Spiel wieder von vorn und ein anderes Mädchen wird der „Gänsedieb“.



Humor

Pauline las aus der Zeitung vor: „In dem Magen einer Kuh fand man einen Kragenknopf . . ." — „Wie ist das möglich", rief Paul aus, „wie kommt denn die Kuh unter den Kleiderschrank?"

—

Treffen sich zwei Freundinnen. Sagt die eine: „Ich bin so feinfühlig, daß ich gleich weiß, was die Leute von mir denken". Meint die andere: „O Gott, muß das ein schrecklich unangenehmes Gefühl sein."

—

„Jetzt weiß ich endlich, wo mein Mann so oft seine Abende verbringt", sagt Frau Edith zu ihrer Freundin. „Das ist aber interessant. Wo denn?" — „Stelle dir vor, gestern bin ich mal nicht ausgegangen und wer sitzt im Wohnzimmer? Mein Mann."

—

Der Lehrer fragt den Kleinen:
„Wie heißt du denn mit Vornamen?"
„Heinrich, Herr Lehrer."
„Warum meinst du wohl, daß du Heinrich heißt?"
„Weil ich der achte bin."

—

Der Berliner Kniff.

Willem Boomlöper aus dem Oderbruch — „ein guter Junge, aber dümmer als die Polizei erlaubt", wie der Feldwebel zu sagen pflegt — sitzt in der Kantine. Auf der Bank neben ihm hockt Ede Pieseke aus Berlin NW.

Boomlöper hat in seinem Leben mal was vom „Berliner Kniff" gehört und fragt seinen Freund Ede danach.

„Hm", meint Ede bedenklich, „eejentlich solln wir Berliner dat keen Ausländer verraten. Aber ick will mal nich so sind, weil du mein Freund bist — un weil ne Molle dabei herausspringen duht."

Willem läßt ein Glas Bier kommen, das Ede auch sofort herunterkippt.

„Also, dann paß auf."

Ede legt seine Hand auf die Tischplatte und sagt:

„Nu schlag mal mit de Faust druff, aber feste!"

Willem holt aus, als wenn er einen Pfahl in die Erde rammen wolle. Als aber seine Faust niedersaust, zieht Ede blitzschnell seine Hand weg . . .

„Donnerwetter", schreit Willem und reibt sich die Faust.

„Nu aber nich verraten", sagt Ede und verschwindet sacht.

Eine Zeitlang reibt Willem sich noch die Hand, dann stürzt er davon, um sein schmerzlich erworbenes Wissen baldmöglichst an den Mann zu bringen.

Auf dem Kasernenhof begegnet ihm sein Landsmann Dämlow.

„Mensch", sagt er, „eben habe ich den Berliner Kniff gelernt, „den will ich dir mal beibringen. Eigentlich müßte ich einen Tisch dazu haben — aber warte man, es geht auch so."

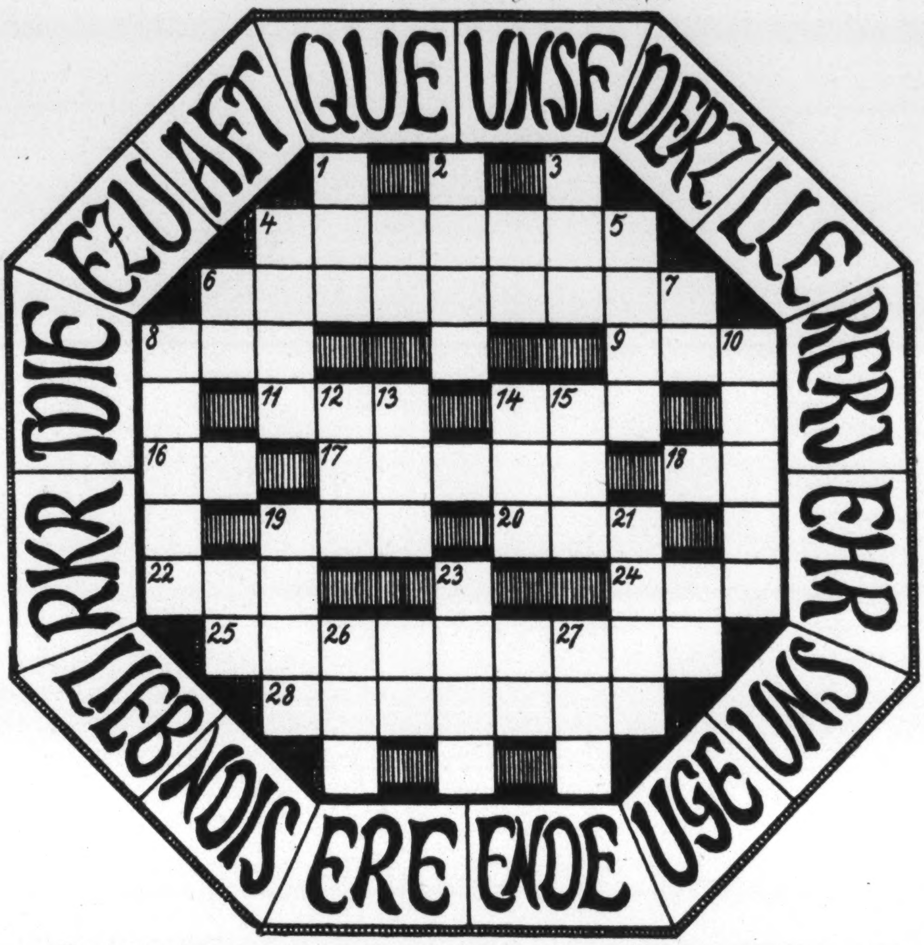
Damit legt Willem sich die linke an die Backe. „So nun schlag man zu, aber feste".

Fritze nicht faul, haut zu und Willem zieht blitzschnell die Hand weg. — —

Seitdem will er vom „Berliner Kniff" nichts mehr wissen.

Kurzweil am Feierabend

Kombiniertes Kreuzwort-Rätsel



Waagerecht: 4. europ. Insel, 6. Lehrmittel, 8. Hauseingang, 9. Gedicht, 11. Gebirge, 14. Stadt an der Donau, 16. Anredefürwort, 17. afrikan. Landschaft, 18. Spielkarte, 19. Schweizer Kanton, 20. Leiter eines Klosters, 22. Name einiger Päpste, 24. Vorfahre, 25. rheinpreuß. Stadt, 28. Begriff aus der Fliegerei. — Senkrecht: 1. Bezeichnung für Papiergröße, 2. Pökelbrühe, 3. engl. Anrede, 4. Stadt in Asien, 5. kleinster Weltenbaustein, 6. Fragewort, 8. Rüge, 10. wichtiger Rohstoff, 12. nicht kalt, nicht warm, 13. Schiffsteil, 14. abgekürzte Bezeichnung für einen großen Staat, 15. Ferment des Magensaftes, 19. Abgaben beim Güterverkehr, 21. Fett, 23. Planet, 26. Tierbehausung, 27. Fluß in Amerika.

Werden die umstehenden Buchstabengruppen durch Ueberspringen einer jeweils gleichen Anzahl Felder richtig zusammengefügt, so ergibt sich ein Wort des Reichswalters Fritz Wächtler.

Rätsel-Auflösung aus Heft 21

Kombiniertes Kreuzworträtsel. 1. Weck, 2. Adua, 3. Sims, 4. Maus, 5. Auge, 6. Null, 7. Java, 8. Ural, 9. Nest, 10. Gero, 11. Lein, 12. Emba, 13. Rose, 14. Nabl, 15. Trab, 16. Dixi, 17. Aden, 18. Steg, 19. Bach, 20. Lina, 21. Edam, 22. Idee, 23. Ball, 24. Tann. 1—24 Was man jung lernt, das bleibt. Die Endbuchstaben von 1—6 Kassel, 7—12 Altona, 13—18 Elbing, 19—24 Hameln.

Inneres Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Adel, 7. Aurikel, 8. Gazelle, 9. an, 10. Schloß, 11. Else. Senkrecht: 2. Durance, 3. er, 4. Libelle, 5. Verlaß, 6. Elle, 8. Gast.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 22

Bilderrätsel. Kein höh'res Glück dem Menschen lacht, als wenn er andre glücklich macht.

Rösselsprung. Der Sinn des Lebens liegt immer in dem, was jung, stark, schön und zukunftsberechtigt ist. (Der Leiter des Rassenpol. Amtes der NSDAP., Dr. W. Groß.)

Scherz-Bilderrätsel. Klassenaufsatz.

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 6. Rune, 7. Hirn, 9. J. A., 10. Inn, 12. Ern, 13. As, 15. Liek, 16. Alb, 17. Dose, 18. Uri, 20. Ehe, 22. El, 23. Amen, 24. Reno, 26. Nab, 27. Mus, 28. Okka, 31. Elga, 34. Ahr, 35. Boe, 37. Uruk, 38. Zar, 39. Rigi, 40. Ra, 41. Ast, 43. Oka, 45. El, 46. Bode, 47. Ader, 49. Dung. Senkrecht: 1. du, 2. Unikum, 3. Ren, 4. Uhr, 5. Linden, 6. Rain, 8. Nase, 11. Nain, 12. Eber, 19. re, 21. He, 23. Abo, 25. Oma, 29. Kakadu, 30. Arzt, 31. Ebro, 32. Gerade, 33. Grab, 36. Ager, 37. Ur, 42. Sen, 44. Kai, 48. Eck. Die Reihen 1, 9, 14, 49 ergeben: Durch Schulbildung zur Selbstbildung. Krieck.

Rätselsteinchen. Mehr als Theorien und Lehren erzieht die Macht der Persönlichkeit. (Fr. Wächtler.)

Verlag der „Reichs-Elternwarte" Heinrich Beenken, Berlin SW 19, Wallstr. 17/18
Hauptschriftleiter: Wilhelm Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Druck: Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18

Aufnahme: Möller-